

Bibliothek der
Technischen Hochschule
Braunschweig

Ja
294
(Beih. N.F. 5)

UB Braunschweig

84



10086-599-6

Ja 294 (Beih. N.F. 5)

BEIHEFTE DER „PHARMAZIE“ HEFT 5

BEITRÄGE
ZUR GESCHICHTE DER PHARMAZIE
UND IHRER NACHBARGEBIETE

NUMMER 2

HERAUSGEGEBEN VON
OTTO BESSLER, HANS SEEL UND
RUDOLPH ZAUNICK

MIT 10 ABBILDUNGEN

55.2681



VEB VERLAG VOLK UND GESUNDHEIT · BERLIN

1956

1. bis 6. Tausend / Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1956 by VEB Verlag Volk und Gesundheit · Berlin
Printed in Germany / Lizenz-Nr. 210 (5205)
Satz, Druck, Buchbinderei: Druckhaus Münzstraße, Berlin C 2, Münzstr. 19
Gesetzt aus der Garamond

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Professor Dr. Rudolph Zaunick, Halle/Saale: Zur Vorgeschichte der Kokain-Isolierung: Der Dömitzer Apotheker Friedrich Gaedcke (1828—1890)	5
Apotheker und Lebensmittelchemiker Carl Lüdtkke, Güstrow (Mecklen- burg): Apotheker um Fritz Reuter (mit 5 Abbildungen)	16
Dr. Manfred Stürzbecher, Berlin: Zur Biographie Alt-Berliner Apotheker: Pharmaziegeschichtliches aus der Leichenpredigtsammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin	49
Dr. med. Dietrich Tutzke, Leipzig: Die Bedeutung des Görlitzer Arztes Dr. Chr. Aug. Struve für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung in der Oberlausitz von 1800—1807 (mit 5 Abbildungen) . . .	76

Zur Vorgeschichte der Kokain-Isolierung: Der Dömitzer Apotheker Friedrich Gaedcke (1828—1890)

Ein Beitrag zur mecklenburgischen Apotheker-Geschichte

Von
RUDOLPH ZAUNICK

Nicht nur die Jugend ist „schnell fertig mit dem Wort“, auch Wissenschaftler schreiben manches Mal schnell und unbesehen nach, was sie bei anderen gelesen. Wie jede Wissenschaft, so hat auch die Geschichtsschreibung ihre eigene Methodik: sie muß auf dem Studium der Quellen gegründet sein. Doch frisch und frei wird mit historischen Namen, Daten und Fakten umgegangen, wie man es mit aktuellen Werten, z. B. den physikalisch-chemischen Konstanten, nicht zu tun wagt.

Heute ein Beispiel dafür aus der Vorgeschichte der Kokain-Isolierung, gefunden bei Quellenforschungen zur Chronologie von Koka, Kokain und Kokain-Austauschstoffen.

I.

Vor sieben Jahren habe ich das Leben des aus dem Apotheker-Beruf herkommen- den *Albert Niemann* (1834—1861) geschildert [1] und im einzelnen mitgeteilt, wie Niemann nach seiner Ende 1859 abgeschlossenen Erst-Darstellung des β , β' -Dichlor- diäthylsulfids (später als Gelbkreuz-Kampfgas, *Lost*, *mustard gas* oder *yperite* bekannt geworden) in Göttingen auf *Wöblers* Anregung hin 1860 das Kokain isolierte und untersuchte, wie er aber dann bald schwer erkrankte — höchstwahrscheinlich als erstes Opfer einer Gelbkreuzvergiftung — und am 19. Januar 1861 in Goslar starb, und wie schließlich *Wilhelm Lossen* die Kokain-Untersuchung *Niemanns* fortsetzte.

Sonach hat es künftig in der Chronologie des Koka und des Kokain wie auch in den Geschichtstabellen der Chemie und der Pharmazie zu heißen:

1860 Isolierung, Reindarstellung und nähere Untersuchung des Koka-Haupt-Alka- loids „Kokain“ durch den *Wöbler*-Schüler *Albert Niemann* (1834—1861);

1862 Feststellung der richtigen empirischen Formel des Kokain ($C_{17}H_{21}NO_4$) und seiner Struktur-Bausteine (Benzoyl-Methyl-Ekgonin) durch *Wilhelm Lossen* (1838 bis 1906).

II.

Niemann nennt in seiner höchst lebendig geschriebenen Doktor-Arbeit „Über eine neue organische Base in den Cocablättern“ (Göttingen 1860) fünf Autoren, die vor ihm vergeblich versuchten, das wirksame Prinzip der Koka-Blätter zu isolieren: *Wackenroder*, *Johnston*, *Gaedcke*, *MacLagan* und *Pizzi*.

1. *Wackenroder*: Chemische Prüfung der Coca-Blätter: Arch. d. Pharmacie **125** (1853) S. 23—27. — Es ist dies eine der letzten Untersuchungen *Heinrich Wilhelm Ferdinand Wackenroders* (1798—1854), der 1829 das Pharmazeutische Institut an der Universität Jena begründet hatte [2]. Er isolierte neben Extraktivstoff eine eisengrüne Gerbsäure, gab aber zu, daß möglicherweise in den Koka-Blättern noch ein stickstoffhaltiger Pflanzenstoff enthalten sein könne, der neben den genannten Stoffen einen Teil der Wirkungen in ähnlicher Weise ausübe wie das Thein im Tee.

2. *Johnston*: Chemical Gazette **11** (1853) S. 438. — Es handelt sich um ein später noch einmal im „Report of the 23rd Meeting of the British Association for the Advancement of Science held at Hull ... 1853“ (London 1854) Transactions of the Sections S. 43 abgedrucktes Referat mit dem Titel „On the Properties and Composition of the Coca Leaves“ des Durhamers Chemikers *James Finlay Weir Johnston* (1796—1855) [3], der bei uns durch seine auch ins Deutsche übersetzte „Chemistry of Common Life“ (Edinburgh 1853/55) bekannt wurde [4]. *Johnston* sprach die Ansicht aus, daß der wirksame Kokablatt-Bestandteil eine durch Äther ausziehbare harzige, flüchtige und stark riechende Substanz wäre [5].

3. *Gaedcke* — ihm soll insbesondere die heutige Arbeit gelten — arbeitete 1854 im Privatlaboratorium von *Franz Leopold Sonnenschein* in Berlin mit 2 Unzen (rund 60 g) Koka-Blättern und veröffentlichte das Ergebnis seiner Untersuchung zuerst in einem Privatdruck „Über das Erythroxylin, dargestellt aus den Blättern des in Südamerika cultivierten Strauches Erythroxylon Coca Lam.“ (Berlin 1854), der dann im Arch. d. Pharmacie **132** (1855) S. 141—150 wieder abgedruckt wurde. — *Gaedcke* kam einen wesentlichen Schritt weiter. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Koka bei ihren in mancher Hinsicht den Wirkungen des Kaffees und des Tees so nahe stehenden Eigenschaften entweder Thein oder einen verwandten Körper enthalten könne, versuchte er, das von dem *Graham*- und *Liebig*-Schüler *John Stenhouse* (1809—1880) angegebene Verfahren [6] zur Isolierung des flüchtigen Theins (*Oudry* 1827) anzuwenden. In der Tat erhielt *Gaedcke* nach dem Erhitzen des Koka-Extraktes im Retortenhals kleine nadelförmige Kristalle, allerdings in so minimaler Menge, daß diese nicht hinreichte — wie er selbst schreibt —, um „die Identität ... mit dem Thein zu beweisen“. Die einzige Reaktion mit den von ihm „Erythroxylin“ benannten Kristallen war die, daß er sie zuerst mit einem Tropfen rauchender Salpetersäure und darauf mit Ammoniak behandelte. Er erhielt eine rote Färbung, war aber vorsichtig genug, auch diese nicht als zwingend für den Thein-Nachweis anzusehen. — So dürfen wir *Gaedckes* „Erythroxylin“ wohl nur als ein Gemisch der Koka-Alkaloide ansprechen. Doch war *Gaedcke* 1854 dem Hauptprinzip der Koka-Blätter recht nahe gekommen.

4. *MacLagan*: J. de pharmac. et de chim. [3] **29** (1856) S. 102—103. — Er vermochte nur, in der wässrigen, mit Salzsäure versetzten Lösung seines Auszuges mit Platinchlorid einen gelben, in kochendem Wasser löslichen Niederschlag zu erzielen, eine allerdings für das Kokain typische Reaktion. *Niemann* hielt deshalb die Beobachtungen von *MacLagan* für „die wichtigsten und interessantesten“. — *Andrew Douglas* (später Sir *Douglas MacLagan* (1812—1900), bekannt geworden durch seine

Entdeckung des Alkaloids Bebeerin (1843), war später von 1862—1896 Professor „of Medical Jurisprudence and Medical Police“ an der Universität Edinburgh und insbesondere als Toxikologe hoch geschätzt [7].

5. *Pizzi* in La Paz (Bolivien). — Wir wissen aus einem Bericht des schweizerischen Forschungsreisenden *Johann Jacob von Tschudi* (1818—1889), der in seinem Buche über „Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842“ (St. Gallen 1846) Bd. 2 S. 299—314 die Wirkungen des Koka-Genusses bei den Eingeborenen relativ optimistisch beschrieben hatte, daß der aus Mailand stammende Apotheker *Don Enrique Pizzi* in La Paz auf *Tschudis* Anregung hin versuchte, die Koka-Base zu isolieren. Nach *Tschudis* Bericht: „Kleine Mittheilungen über meine jüngst vollendete Reise durch Süd-Amerika“ in: Sitz.-Ber. d. kais. Akad. d. Wiss. [Wien], math.-nat. Classe 34 (1859) Nr. 5 S. 359—362 isolierte *Pizzi* „aus einem Pfunde Coca sechs Drachmen Cocaina, also fast die nämliche Quantität wie Chinin aus den besten Chinarinden“, überdies „Cocaina sulphurica“ und ein in kubischen Lamellen kristallisiertes salzsaures Salz des „Cocaina“. — Doch konnte sich *Wöbler*: Ann. d. Chem. 114 (1860) S. 214 Anm.** leicht davon überzeugen, daß diese ihm von *von Tschudi* vermittelte vermeintliche Base „nichts anderes als Gyps war“, und *Niemann* (Dissertation 1860) konnte darin „nur eine Spur eines organischen Körpers durch Erhitzen in einer unten zugeschmolzenen Glasröhre durch den Geruch entdecken“. — *J. J. v. Tschudi* hat später auf *Wöblers* und *Niemanns* negativen Befund hin seine oben zitierte Notiz über *Pizzis* „Cocaina“ berichtigt.

Dies in Kürze die Vorgeschichte der Kokain-Isolierung, in der *Friedrich Gaedcke* keine unrühmliche Rolle spielt, da er nahe an der Isolierung des wirksamen Koka-Prinzips war.

III.

In der Literatur ist öfters *Gaedckes* „Erythroxylin“ mit dem sechs Jahre später von *Albert Niemann* isolierten reinen „Kokain“ gleichgesetzt worden, so daß *Gaedcke* als der Kokain-Entdecker zäh weiterlebt. Und wie wurde dabei überdies *Gaedckes* Name entstellt! Ohne daß ich diese Fehler suchte, kamen mir in kurzer Zeit folgende Verballhornungen vor Augen:

1. *Ludwig Darmstaedter*: „Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik“, 2. Aufl. (Berlin 1908) S. 575 u. 591: „F. Gaedeke 1855“ und „Mediziner“ *Niemann* „1859“. — Aus diesem Buche gingen viele falsche Angaben in die spätere Literatur über, vor allem auch in viel gebrauchte Geschichtstabellen.

2. *Hans W. Maier*: „Der Kokainismus“ (Leipzig 1926) S. 19 schreibt von „Gödike“, daneben auch von „Fankenroder“ statt von *Wackenroder*.

3. *Fritz Ferchl*: „Chemisch-pharmazeutisches Bio- und Bibliographikon“ (Mittenwald 1937) S. 169 schreibt: „F. Gädeke, Apotheker, Dr. phil., findet 1855 [!] das Cocain [!]“. — Dem gesamten Werke mangelt es an Sorgfalt.

4. Im Koka-Heft der Ciba-Zeitschrift, Jg. 8 Nr. 94 (Basel, Juni 1944) S. 3359 lesen wir „F. A. H. Goedecke“ wie auch „Fankenroder“.

5. *Rudolf Creutz* und *Johannes Steudel*: „Einführung in die Geschichte der Medizin in Einzeldarstellungen“ (Iserlohn 1948) S. 279 schreiben, daß *F. „Gaedecke“* 1855 das „Kokain“ entdeckt und *Niemann* und *Lossen* es dann „näher erforscht“ hätten.

6. Selbst bis in die neueste, von *Arthur Læwen* vollständig umgearbeitete 9. Auflage des klassischen Hand- und Lehrbuches von *Heinrich Braun*: „Die örtliche Betäubung“ (Leipzig 1951) S. 40 wird „*Garnecke* (1855)“ als Erythroxylin-Darsteller weitergeführt; daneben noch ein „*Percy* (1857)“, worunter wohl *Pizzi* zu verstehen ist.

In der französischen Literatur wurde aus dem Deutschen *Gaedcke* gar ein „*Amerikaner Garnicke*“, wie z. B. *H. Soulier* in seinem „*Traité de Thérapeutique et de Pharmacologie*“ (Paris 1890) Bd. 1, S. 381 der Zeitschrift „*Le Progrès médical*“ 1885 S. 35 nachgeschrieben hat. Dies übernahm der an sich sehr belesene norwegische Pharmakologe *E. Poulsson* in seine Monographie der Kokain-Gruppe in: Heffters Handbuch der experimentellen Pharmakologie 2, 1 (Berlin 1920) S. 105 Anm. 9 allerdings mit Fragezeichen, daneben zitierte er aber im Text der gleichen Seite *Gaedcke* richtig.

Der in Frankreich vor einem Menschenalter kreierte „*Garneke*“ lebt bis in unsere Zeit hinein. In der „Angewandten Pharmakologie für Ärzte und Studierende der Medizin“ von *Erich Hesse* (Berlin—München—Wien 1947) S. 163 heißt es unter Weglassung der Namen *Niemann* und *Lossen*, das historische Faktum entstellend: „Im Jahre 1855 [...] isolierte *Garnecke* ... das Alkaloid Kokain ...“. Die gleichen Fehler verbreitet in Angloamerika *Erich Hesses* Buch „*Narcotics and Drug Addiction*“ (New York 1946) S. 65 (unter Hinweis auf *Progrès médical* 1885, S. 35), nur daß jetzt wieder von „*Garneke*“ die Rede ist. — Unlängst wurde schließlich das Forscherpaar „*Garnecke*“-*Gaedcke* in die literarische Arena gebracht: *Albrecht Engelhardt* hat in einem kleinen Aufsatz „100 Jahre Cocain — 50 Jahre Novocain“ in: *Ärztl. Praxis* 7 (1955) Nr. 21 sowohl einen „*Garnecke*“ das Erythroxylin gewinnen als auch in dem gleichen falschen Jahre „1855“ *Gaedcke* die „offenbar erstmalige Reindarstellung von Cocain“ gelingen lassen.

Man darf gespannt sein, welche weiteren Variationen zu den bisherigen Verballhornungen „*Gädeke*“, „*Gaedecke*“, „*Gödike*“, „*Goedecke*“, „*Garneke*“ und „*Garnecke*“ im Laufe der Jahre noch hinzukommen werden.

IV.

Nun mag das folgen, was bisher über das Leben *Friedrich Gaedckes* eruiert werden konnte.

Hermann Schelenz’ Notiz über „Die Entdeckung des Cocains“ in: *Pharmaz. Ztg.* 66 (1921) S. 588 verdanken wir den Hinweis, daß *Gaedcke* später Besitzer der Apotheke in Dömitz an der Elbe gewesen ist. Das war für mich der Ansatzpunkt. Die frühere Besitzerin der Apotheke, Frau Apotheker *Jutta Cölle*, von 1944—1951 an Stelle ihres aus dem Kriege nicht wiedergekehrten Mannes die Offizin führend, sodann *Gaedckes* Stiefenkel, Herr Oberkirchenratspräsident *Gustav Spangenberg* in

Schwerin, und vor allem Herr Apotheker *Carl Lüdtke* in Güstrow als bester Kenner der Geschichte der Apotheker und des Apothekenwesens in Mecklenburg unterstützten mich hilfreich, wofür ihnen hier Dank gezollt sei.

Geboren wurde *Friedrich Georg Carl Gaedcke* in Bonn am 5. Juni 1828 als Sohn des dortigen Universitätsstallmeisters *Johann Friedrich Christian Gaedcke* (*5. Mai 1791 in Plau/Meckl., † vor 1857) und dessen Ehefrau *Marianne Elisabeth* geb. *Rötger* (*2. November 1803 in Sternberg/Meckl. als Tochter des dortigen Apothekers und Senators *Friedrich Joachim Rötger* und der *Caroline Ernestine Rötger* geb. *von Elderhorst*, Tochter des Geh. Domänenrates *von Elderhorst* (Heirat in Sternberg am 17. Oktober 1823).

Unseres *Friedrich Gaedckes* Großvater väterlicherseits war der Plauer Pferdehändler *Georg Simon Gaedcke* (*1760 in Lübz/Meckl., † 28. 11. 1839 in Plau). Er hatte am 22. 11. 1787 *Louise Elisabeth Voss* (* um 1770, † 5. 3. 1800 in Plau an den Folgen einer Totgeburt ihres 8. Kindes) geheiratet, nach deren Tod dann am 25. 3. 1801 *Friederike Louise Bablmann* (* 15. 9. 1779 in Waren, † 9. 12. 1843).

Durch diese Stiefgroßmutter *Bablmann* war unser *Friedrich Gaedcke* versippt mit deren Bruder *Johann Heinrich Christoph Bablmann* (*19. 3. 1777 in Waren, † 21. 5. 1827 in Güstrow; von 1802–1827 Apotheker in Güstrow), mit deren Onkel *Christoph Gerath* (* 15. 5. 1740 in Röbel; bis 1798 Apotheker in Mirow/Meckl.), mit deren Neffen *Ernst Friedrich Franz Bablmann* (* 10. 2. 1806 in Waren, † 18. 12. 1886; von 1833 an Apotheker in Schwaan/Meckl.), mit dem Mann einer ihrer Nichten, *Ernst Christian Gustav Brun* (Sohn des Güstrower Ratsapothekers *Wilhelm Carl August Brun* und wohl sicher Enkel des Güstrower Schloßapothekenpächters und Kreisphysikus Dr. med. *Johann Carl Brun* [1711–1775]; von 1814–1845 Nachfolger seines Vaters. Ihm folgte am 1. 12. 1845 sein Sohn *Karl Brun* als Güstrower Ratsapotheker; seine Tochter *Louise* heiratete ihren soeben genannten Onkel *Ernst Bablmann* in Schwaan).

Auch einer seiner Stiefonkel – aus der zweiten Ehe seines Großvaters *Georg Simon Gaedcke* mit *Friederike Louise Bablmann* stammend – *Georg Friedrich Carl Gaedcke* (* 16. 2. 1803 in Plau) wurde Apotheker und besaß bis 1840 die eine der beiden bis dahin bestehenden Apotheken in Neubuckow und dann von 1840–1880 die Apotheke in Neustadt-Glewe/Meckl.

Sein Großvater mütterlicherseits war ebenfalls Apotheker: *Friedrich Joachim Rötger* (* 1775 in Glückstadt/Holstein als Sohn des dort 1798 verstorbenen Justizrats und Regierungs- und Landgerichtsadvokaten *Johann Friedrich Rötger* und dessen Ehefrau *Elisabeth* geb. *Koch*). Er hatte 1897 die Sternberger Apotheke von Dr. med. *Friedrich Witte* übernommen und bis zu seinem Tod am 24. 2. 1941 geführt. – *Witte* hatte dafür die *Quistorpsche* Apotheke in Rostock gekauft, aus der sein Enkel 1856 die bekannte Großhandlung herauswachsen ließ. Großvater *Rötger* ließ sich aber scheiden und heiratete am 24. 11. 1809 in Plau unseres *Friedrich Gaedckes* leibliche Vatersschwester *Maria Sophia Elisabeth Gaedcke* (* 1. 6. 1790 in Plau), wodurch also sein Großvater *Rötger* zugleich sein Onkel war. Ein aus dieser zweiten Ehe entsprossener Sohn *Friedrich Georg Heinrich Rötger* (1812–1859, von 1849 an Nachfolger seines Vaters als Besitzer der Sternberger Apotheke) war mithin sein Vetter.

Nur so viel nach Herrn *Lüdtkes* Mecklenburgischer Apothekerkartei von *Friedrich Gaedckes* Verwandtschaft und Versippung mit mecklenburgischen Apothekern. Es könnten noch andere Fäden gezeigt werden, so z. B. zu der Apothekerfamilie *Krüger*.

Bei solcher Versippung mit Apothekern nimmt es nicht wunder, daß der junge *Friedrich Gaedcke* die Apothekerei erlernte. Da er später (1856) eine Apotheke im mecklenburgischen Dömitz übernahm, muß er nach der bis 1875 gelten-

den Bestimmung in Rostock vor dem Medizinalkollegium die Apothekerprüfung abgelegt haben. Herr *Lüdtk*e und ich dachten zuerst daran, *Gaedcke* werde bei einem der soeben genannten Verwandten gelernt haben. Zwei von Herrn *Lüdtk*e gemachte Funde erbrachten schließlich das historische Faktum: *Friedrich Gaedcke* ist zumindest für die Jahre 1844 bis 1846 als Lehrling in der Rostocker Ratsapotheke bezeugt. Zuerst durch die im Archiv der Pharmacie 94 (1845) S. 392—404 abgedruckte Abrechnung der Gehülfen-Unterstützungskasse des Apothekervereins in Norddeutschland für das Jahr 1844, wonach von den vier Rostocker Apothekerlehrlingen *Wilhelms*, *Gädike* [sic!], *Röper* und *Lützenhoff* je 2 Taler an außerordentlichen Beiträgen — quasi an Eintrittsgeld — gezahlt wurden (S. 396). Sodann durch handschriftliche Widmungen in zwei unlängst aus der Dömitzer Apotheke in Verwahr von Herrn *Lüdtk*e gelangten Werken:

1. *Karl Gottfried Hagen*, Lehrbuch der Apothekerkunst, 8. Auflage, 2 Bände, (Grimma 1829) und

2. *Georg Christoph Wittstein*, Über die Darstellung und Prüfung chemischer und pharmaceutischer Präparate (München 1845).

Das erste Werk trägt in jedem der zwei Bände auf der inneren Einbanddecke mit Tinte die handschriftliche Widmung: „An Fr. Gädke von BFKühl, d. 24. Decbr. 44“, das zweite Werk analog die Widmung: „An Friedrich Gädcke von BFKühl Rostock, d. 24. Decembr. 46“.

Wer kann dieser „BFKühl“ anders sein als *Gaedckes* Chef, der seinen Lehrling mit diesen beiden Werken zu den Weihnachtsfesten 1844 und 1846 beschenkt! Und zwar ist es Dr. *Bernhard Friedrich Kühl* (* 7. August 1808 in Malchow als Sohn des dortigen Apothekers *Michael Friedrich Kühl*, der dann 1818 die Rostocker Ratsapotheke erwarb). Er hatte nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1836 diese Ratsapotheke übernommen, bis er sie 1866 an seinen Sohn weitergab. Dr. *B. F. Kühl* war gleichzeitig Medizinalassessor und Kreisdirektor im Norddeutschen Apothekerverein; er hatte seiner Apotheke einen Gewerbebetrieb angegliedert, in dem er Schokolade und Kakaopräparate sowie 23 verschiedene Sorten von künstlichem Mineralbrunnen herstellte.

Solange wir noch nichts über *Gaedckes* Schülerzeit wissen [8], darf also angenommen werden, daß er mit 16 Jahren 1844 in die Rostocker Ratsapotheke als Lehrling eintrat und wohl dort auch seine Lehr- und Servierzeit verbracht hat. Jedenfalls hat er dann von Michaelis 1850 bis Michaelis 1851 an der Universität Rostock zwei Semester studiert, während der er nach dem Zeugnis der sog. Personalverzeichnisse bei dem Schneider *Hübner* auf der Pädagogienstraße gewohnt hat [9].

In jenem Jahre 1850 war als Professor der Chemie *Franz Ferdinand Schulze* (1815 bis 1873) an die Rostocker Universität berufen worden. Er wurde den Zeitgenossen bald bekannt durch seine erstmalig 1851 in *Hermann Schachts* Buch über „Das Mikroskop“ stehenden zwei Entdeckungen: 1. durch die von ihm gefundene Chlorzinkjod-Reaktion auf Cellulose (Verbesserung der *Leopold Gmelinschen* Jod-Salpetersäure-Reaktion [1827/28] und der *Matthias Jacob Schleidenschen* Jod-Schwefelsäure-Reak-

tion [1838]), 2. durch sein aus $\text{HNO}_3 + \text{KClO}_3$ bestehendes sog. „Mazerationsgemisch“ für pflanzliche Präparate. (Die Quellengeschichte beider Verfahren stellte ich 1942 [10] dar.) — Vermutlich ist *Schulze*, dessen Name oft fälschlich mit „Schulz“ oder „Schultze“ wiedergegeben wird, auch der Erfinder des „Schulze-Tiemann-Apparates“ [11] zur Bestimmung der Semicarbazide und Semicarbazone auf gasometrischem Wege.

In *Schulzes* Rostocker Universitätslaboratorium arbeitete nun der stud. pharm. *Gaedcke* analytisch und präparativ. Unter anderem setzte ihn sein Lehrer an die Reinigung des rohen (stark kalkhaltigen) Weinstens. In dem ihm Weihnacht 1846 von seinem ehemaligen Chef geschenkten Buche von *Wittstein* konnte *Gaedcke* auf S. 425 lesen, daß der im Handel vorkommende gereinigte Weinstein noch bis 10% und mehr weinsteinsäuren Kalk enthält. *Gaedcke* benutzte jetzt die hohe Löslichkeit des an sich schwerlöslichen sauren Kaliumtartrats in Salzsäure (mit anschließendem Zusetzen von Kalkmilch oder noch besser konz. Natriumkarbonatlösung) zur Ausfällung eines zarten weißen Weinsteinpulvers, das sich als „qualificirt zum Dispensiren in den Officinen“ erwies.

Schulze schickte diese kleine Arbeit „Über die Reinigung des Weinstens; von F. Gädike [!], Stud. pharm. in Rostock“ an die Redaktion des „Archivs der Pharmacie“, in dessen Bd. 117 (1851) S. 44–46 sie Aufnahme fand. Unterm 12. 9. 1854 ließ sich die Firma *Georg Heinrich Müller* in Stuttgart ein zehnjähriges Patent auf dieses Verfahren *Gaedckes* geben.

Es ist noch unbekannt, wann und wie *Gaedcke* das vorgeschriebene Apothekerexamen abgelegt hat, wo er von 1851 an als Gehilfe bzw. Provisor gearbeitet, ebenso wo er den Doktorgrad erworben hat [12]. — Nach einer frdl. Mitteilung von Herrn Dr. *Helmut Vester* (Düsseldorf) soll *Gaedcke* das Apothekerexamen 1852 abgelegt haben. Aber nach letzten Mitteilungen des Rostocker Universitäts-Archivs (30. 7. 1956) und des Mecklenburgischen Landeshauptarchivs (18. 7. 1956) ist über *Gaedcke* dort nichts auffindbar.

Friedrich Gaedcke besaß die akademische Würde eines Dr. phil., als er 1854 seinen Privatdruck „Über das Erythroxylin“ bei W. Moeser & Kühn in Berlin drucken ließ [13]. Ob dieses 14 Seiten umfassende Heftchen seine Dissertation darstellt? Es geht aus ihm nur hervor, daß *Gaedcke* die Untersuchung der ihm vom Hamburger Kaufmann *Worlée* zur Verfügung gestellten Kokablätter in dem Privatlaboratorium des damaligen Privatdozenten an der Berliner Universität *Franz Leopold Sonnenschein* (1817–1879) [14], der ebenfalls gelernter Pharmazeut war, durchgeführt hat. *Sonnenschein* arbeitete zu dieser Zeit über die Anwendung des Ammoniummolybdats zur quantitativen Bestimmung der Phosphorsäure sowie über die Abscheidung der Alkaloide durch Phosphormolybdänsäure. *Sonnenscheins* Laboratorium hat für den Historiker noch besonderen Klang dadurch, daß in ihm die beiden Brüder *Richard Meyer* (1846–1926) und *Victor Meyer* (1848–1897) als Knaben ihre erste Bekanntschaft mit der Chemie machten [15], und daß dort um die gleiche Zeit wie *Gaedcke* auch der junge Schotte *Archibald Scott Couper* (1831–1892) arbeitete, der dann 1858 unabhängig von *Kekulé* das Strukturproblem mit Erfolg in An-

griff nahm [16]. — Ein knappes Jahrzehnt vor *Gaedcke* hatte auch ein anderer Apothekergehilfe in *Sonnenscheins* Privatlaboratorium — damals in einem Seitenflügel von Sparwaldshof gelegen — sich durch analytische Studien aufs Examen vorbereitet: *Theodor Fontane*, der nach Abschluß seines Militärjahres Ende Juni 1845 in die *Schachtsche* „Polnische Apotheke in der Friedrichstraße (unweit den Linden)“ eingetreten war und nach seiner Verlobung im Dezember 1845 nunmehr ans Examen denken mußte. In seiner autobiographischen Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ [17] stellt *Fontane* seinem chemischen Lehrer das Prädikat aus: „*Sonnenschein* war ein ausgezeichnete Lehrer, und so ging alles ganz gut.“ Zu gleicher Zeit mit *Fontane* habe, so erzählt uns der Dichter weiter, in einem Sonderraum der spätere ungarische Revolutionsgeneral *Arthur von Görgey* (1818—1916) analytisch gearbeitet [18].

Es war ein guter Gedanke des jungen Doktors *Gaedcke*, den heute nur noch in wenigen Stücken bekannten Privatdruck nach Bernburg an *Ludwig Bley* zu schicken, der ihn in dem von ihm redigierten Archiv der Pharmacie **132** (1855) S. 141—150 wieder abdruckte und so der Fachwelt bekanntgab.

Im darauffolgenden Jahr machte sich *Friedrich Gaedcke* selbständig und seßhaft. Am 19. März 1856 war in der mecklenburgischen Elbefestungsstadt Dömitz — bekannt als Waffenplatz *Schills* im Jahre 1809 und als Schauplatz des letzten Jahres (1839/40) der siebenjährigen „Festungstid“ *Fritz Reuters*, wovon Herrn *Carl Lüdtkes* Aufsatz in dieser Nummer 2 der „Beiträge“ (S. 27) handelt — der dortige Apotheker *Gustav Gerhard Gottlieb Spangenberg* an Unterleibstypus gestorben. *Gaedcke* kaufte von den Erben die 1718 begründete Dömitzer Apotheke [19] mit der Verpflichtung, sie später wieder an denjenigen der *Spangenberg*schen Söhne zurückgehen zu lassen, der sich entschließen sollte, Apotheker zu werden.

Ein Jahr später, am 30. November 1857, ehelichte *Gaedcke* die Witwe *Antoinette Catharina Dorothea (Doris) Spangenberg* geb. *Rabeler* (* 1. 3. 1825 in Celle als Tochter des dortigen Registrators *Job. Joachim Peter Rabeler*). Dieser Ehe entsproß am 29. August 1858 eine Tochter *Clara Auguste Elisabeth Gaedcke*, deren am 11. Mai 1883 in Dömitz geschlossene Ehe mit dem Leipziger Oberlehrer Dr. *Friedrich Julius Hoffmann* (* 22. 1. 1847 in Altenburg) ohne männlichen Leibeserben blieb.

Aus seinem Dömitzer Leben wissen wir nur noch, daß sich sein Geisteszustand einmal verwirrte. Ein Dömitzer Apothekervisitationsprotokoll vom 28. Juli 1868 spricht davon, daß *Gaedcke* vor einigen Jahren das Unglück hatte, von einer Geistesstörung befallen zu werden, weshalb er dann ständig einen Gehülfen haben halten müssen. Doch war sein Geisteszustand nach der Entlassung aus der Heilanstalt Sachsenberg (1863) ein guter geblieben. Er wolle zwar in Zukunft stets einen Gehülfen halten, doch wünsche er, daß die ihn zur Haltung eines Gehülfen verpflichtende Ministerialverfügung aufgehoben werde, „da bei dem gegenwärtig herrschenden Mangel an Apothekergehülfen mitunter der Fall eintreten könne, daß es unmöglich ist, auf der Stelle einen Gehülfen anzuschaffen“. Und es geschah auch demgemäß.

Vierunddreißig Jahre hatte *Gaedcke* seine Dömitzer Offizin inne. Am 19. September 1890 verstarb er, 62 Jahre alt. Der einstigen Verpflichtung gemäß, übernahm der älteste Stiefsohn *Gustav Carl Johann Spangenberg* (* 14. 11. 1853 in Dömitz) die

Apotheke und führte sie bis 1909 — der zweite Stiefsohn Dr. med. *Otto Carl Spangenberg* (* 10. 9. 1855 in Dömitz) hatte sich 1880 dort als praktischer Arzt niedergelassen und bis zu seinem Tod am 9. 4. 1935 als Sanitätsrat gewirkt; jetzt steht an seiner Stelle der Sohn, Dr. med. *Gerhard Spangenberg* (* 26. 9. 1888 in Dömitz). 1909—1913 folgte als Besitzer Apotheker *Grosse*, 1913—1942 Apotheker *Paul Döbes*, 1942 Apotheker *Adolf Bernhard Cölle*, bzw. seit 1944 bis 1951 Frau Apotheker *Jutta Cölle*; am 1. 4. 1951 wurde die Apotheke in eine Poliklinikapotheke umgewandelt.

V.

Niemals wieder war *Gaedcke* seit seiner einzigen Veröffentlichung über das Erythroxylin vom Jahre 1854 (bzw. 1855) publizistisch hervorgetreten. Wir wissen nicht, ob und wie weit er die späteren Phasen in der Koka-Alkaloid-Forschung von Dömitz aus verfolgte: 1. *Niemanns*, *Wöblers* und *Lossens* Berichte zwischen 1860 und 1865, wonach das von *Niemann* isolierte Kokain „Benzoyl-Methyl-Ekgonin“ ist und eine Ähnlichkeit zwischen Kokain und Atropin besteht; 2. *Zdenko Hans Skraup*s und *Willy Mercks* Kokain-Partialsynthesen aus den Spaltungsprodukten vom Jahre 1885, wodurch der Kokainpreis je kg von 13 000 auf 3000 Reichsmark sank; 3. die neuen technischen Darstellungen des Kokains nach dem Verfahren von *Carl Liebermann* und *Fritz Giesel* oder von *Alfred Einhorn* und *Otto Klein* vom Jahre 1888, die beide 1889 patentiert wurden.

Als schließlich 1898 *Richard Willstätter* die Feststellung der Konstitution des Kokains als Benzoylekgoninmethylester gelang und er damit sich den Weg zu seiner ersten Kokain-Totalsynthese (1901/02) erschloß, war *Gaedcke* schon acht Jahre tot.

Wie so oft: ein *Ansatz* und ein *Anlauf* zur Wissenschaft, dann aber kein weiteres Vorwärts. Die Kleinstadt-Atmosphäre, fehlende wissenschaftliche Anregungen, das Aufgehen im täglichen Beruf und Erwerb, vielleicht die Lethargie des Honoratioren-Stammtisches, all das hat schon viele erfreuliche Ansätze wieder zunichte gemacht. So mag auch dieses Beispiel aus der Vorgeschichte der Kokain-Isolierung dem pharmazeutischen Nachwuchs als Mahnung dienen, nicht in der Kleinarbeit des Tages steckenzubleiben.

SCHRIFTTUM UND ANMERKUNGEN

[1] *Rudolph Zaunick*: Albert Niemann, der Entdecker des Kokains: *Pharmazie* 4 (1949) S. 475–478. – Im Resultat aufgenommen in *Edward Kremers* und *George Urdangs* „History of pharmacy“ 2nd ed. (Philadelphia–London–Montreal 1951) S. 472.

[2] Über *H. W. Wackenroder* und das von ihm in Fortsetzung von *Friedemann Goebels* privater Unterrichtsanstalt für Pharmazeuten im J. 1829 begründete Pharmazeutische Institut der Jenaer Universität siehe *Oskar Keller*, Hundert Jahre wissenschaftliche Pharmazie in Jena: *Pharmaz. Ztg.* 74 (1929) S. 585–588 und *Walter Poethke*, Über die Entwicklung des Instituts für Pharmazie und Lebensmittelchemie der Friedrich-Schiller-Universität Jena: *Pharmaz. Zentralhalle* 93 (1954) S. 129–136.

[3] Vgl. die *Johnston*-Biographie von *Gordon Goodwin* in: *Dictionary of National Biography* 30 (1892) S. 65f.; dazu die Bibliographie in: *Poggendorffs biogr.-literar. Handwörterbuch der exacten Wissenschaften* 1 (Leipzig 1863) Sp. 1198 f. [falsche Geburtsdaten!]. – In *Ferchls* „Chem. pharmaz. Bio- und Bibliographikon“ 1 (Mittenwald 1937) S. 260 heißt es fälschlich: „J. Finley W. Johnstone geb. 1798.“

[4] 27 Jahre nach *Johnstons* Tod wurde seine „Chemistry of Common Life“ noch einmal deutsch bearbeitet: „*Johnstons* Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von *Fr. Dornblüth*“ (Stuttgart 1882); hierin S. 410–427 ein Abschnitt über die Koka (mit Hinweis auf *Niemann* und *Lossen*).

[5] Das Referat lautet wörtlich: „After describing the remarkable physiological properties of the leaves of this plant, the author explained that they yield to aether a peculiar volatile resinous substance possessed of a powerful odour, in which the peculiar virtues of the leaf are supposed to reside. The plant is as yet to be obtained in too small quantity in this country to admit of a complete chemical examination of the substances which the leaves contain.“

[6] *Liebigs Ann. Chem.* 45 (1843) S. 366–372 u. 46 (1843) S. 227–320.

[7] In den großen biographischen Nachschlagewerken, z. B. im *Poggendorff* und im *Dict. of National Biogr.*, fehlt merkwürdigerweise *Maclagan*. – Nach dem *Index-Catalogue of the Library of the Surgeon-General's Office, US Army* (1) 8 (1887) S. 487 u. (2) 10 (1905) enthält das Werk „Quasi cursores. Portraits of the high officers and professors of the University of Edinburgh at its tercentenary festival. Drawn and etched by *William Hole*“ (Edinburgh 1884) eine *Maclagan*-Biographie. Nekrologe erschienen in: *Brit. med. J.* 1900, I, S. 935–937 (m. Bildn.); *Lancet* 1900, I, S. 1100; *Edinburgh med. J.* 7 (1900) S. 515. Auch in *John D. Comries* „History of Scottish Medicine“ 2. Aufl. 2 (London 1932) S. 703 ist *Maclagan* vertreten (m. Bildn.).

[8] Im Bonner Universitätsarchiv konnte Herr Privatdozent Dr. *Gernot Rath* nichts über *Gaedckes* Vater finden. Ebenso konnte er mir nur mitteilen, daß alle Archivalien, Schülerverzeichnisse usw. des Bonner Jesuitengymnasiums, das der junge *Gaedcke* möglicherweise bis 1843/44 besucht hat, zerstört sind.

[9] Die Matrikel der Universität Rostock ist nur für die Jahre 1419 bis 30. Juni 1831 herausgegeben (Rostock 1889–1923). Von Mitte 1831 an muß man für jedes Semester das damalige „Verzeichniß der Behörden, Lehrer, Institute, Beamten und Studierenden auf der Großherzoglichen Universität Rostock“ heranziehen, wo *Gaedcke* für WS 1850/51 und SS 1851 bezeugt ist.

[10] *Rudolph Zaunick*: Die Entdeckung des Nachweises von Stärke, Eiweißstoffen und Kork durch Jod im Jahre 1814: *Sudhoffs Arch. Gesch. Med. Naturwiss.* **35** (1942) S. 243–254 bes. S. 250 f.

[11] *Kurt G. Wagners* Buch „Autoren-Namen als chemische Begriffe“ (Weinheim 1951) S. 525 bringt – wie leider meistens – nicht die Quellenliteratur und überdies auch niemals biographische Daten.

[12] Für die Universität Greifswald ist *Gaedcke* weder als Student noch als Doktorand nachweisbar.

[13] Dieser Privatdruck ist auch nicht in den landläufigen Bibliographien verzeichnet. – Ich kenne nur je ein Stück in der UB Rostock und im Besitz des Herrn Oberkirchenratspräsidenten *Spangenberg-Schwerin*.

[14] Über *F. L. Sonnenschein* s. zunächst: *Poggendorffs biogr.-literar. Handwörterbuch* **2** (1863) Sp. 959 u. **3** (1898) S. 1267. Auch in *Adlung-Urdangs* „Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie“ (Berlin 1935) ist *Sonnenschein* mehrfach genannt (S. 109, 311 u. 478f.) und im Zusammenhang damit auch *Gaedcke*, dessen Erythroxylin von beiden Autoren als (reines) Kokain angesprochen wird. [Die Geburts- und Sterbedaten *Sonnenscheins* schwanken in der Literatur.]

[15] *Richard Meyer* in: *Ber. Dtsch. chem. Ges.* **41** (1908) S. 4507 und in der seinem jüngeren Bruder gewidmeten Biographie: „*Victor Meyer*“ (Leipzig 1917) S. 6, 8f. (m. Bildn.) u. 457.

[16] *Richard Anschütz* in: *Ostwalds Klassiker* Nr. 183 (Leipzig 1911) S. 29.

[17] *Theodor Fontane*: *Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches* (Leipzig 1955) S. 361f. (Sammlung Dieterich 180).

[18] Dies wäre noch zu erweisen, denn die *Görgey*-Biographen sprechen nur von dessen erfolgreichem Chemie-Studium bei *Joseph Redtenbacher* in Prag; vgl. *Deutsche Rundschau* **1916–1917**, Bd. 3 (1917) S. 172–200 und *Fritz von Konek*, *Chemiker-Ztg.* **40** (1916) S. 585–586.

[19] Die Dömitzer Apotheke war 1718 von *Georg Philipp Braunwald* [!] gegründet worden, nachdem diesem zwei Jahre vorher abgelehnt worden war, im benachbarten Lauenburg eine dritte Apotheke zu gründen. Von ihm übernahm die Apotheke sein Sohn *Nicolas Georg Braunwald* († 5. 1. 1795, 77 Jahre alt), dann dessen Sohn *Johann Friedrich Braunwald* († 19. 11. 1831, 73 Jahre alt), schließlich wieder dessen Sohn *Wilhelm Bernhard Braunwald* (? Lebensdaten). – Die Apotheke scheint im 18. Jahrhundert nicht allzuviel abgeworfen zu haben, denn alle *Braunwalds* verwalteten daneben noch das Amt des Dömitzer Postmeisters. – Erst von 1799 an war auch ein Arzt in Dömitz ständig tätig; vgl. *A. Blanck*, *Axel Wilhelmi* und *Gustav Willgeroth*: *Die Mecklenburgischen Ärzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart* (Schwerin 1929) S. 43. – Nach letztgenanntem *W. B. Braunwald* gehörte die Dömitzer Offizin kurze Zeit dem Apotheker *Hermann Ratbnack* (später Apotheker in Boizenburg), dann dem Apotheker *Gustav Gerbard Spangenberg*, dem Vorgänger *Gaedckes*.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Rudolph Zaunick
Halle (Saale), Große Steinstraße 32

Apotheker um Fritz Reuter

Von

CARL LUDTKE

„Es ist doch gut, wenn man so einen dreimal destillierten, konterkarierten Geldmenschen zum Freunde hat; man klopft bei ihm an, wie an den Glückssäckel Fortunatus, und siehe: Sesam tut sich auf! – nicht etwa mit Murren und Widerwillen, nein, mit freundschaftlichem Gruße und herzlichen Wünschen sendet so ein Geldmensch einem armen Schlucker 500 Taler zu den abenteuerlichsten Dingen. Es ist kaum zu verstehen, würde von der Nachwelt nie verstanden werden, wenn dieser sonderbare Geldmensch nicht zugleich ein – Apotheker wäre. Die Art ist zu allerlei Extravaganzen aufgelegt. Gott segne sie dafür, daß sie zuweilen in das graue, löschpapierene Buch des Lebens einen bunten Bilderbogen einschieben!“

Mit diesen Worten bedankt sich der größte mecklenburgische Heimatdichter *Fritz Reuter* bei seinem Freund, dem Apotheker *Siemerling*, dafür, daß dieser ihm durch einen großmütigen Geldvorschuß die Teilnahme an einer Gesellschaftsreise nach Konstantinopel ermöglicht hat [1]. Aber diese Sätze enthalten mehr als nur den Dank für diese finanzielle Unterstützung: Mit wenigen Worten deutet *Reuter* hier an, wieviel Gutes, wieviel materielle und geistige Förderung er auch von anderen Apothekern in seinem Leben erfahren hat. Wenn hier nun alle diese „Apotheker um Fritz Reuter“ näher beleuchtet werden, so soll dies einmal anregen, — und zwar auch die Nichtmecklenburger —, *Reuters* mit so köstlichem Humor gewürzte Dichtungen selbst zu lesen. Darüber hinaus soll versucht werden, einen Einblick zu geben in das Leben und Schaffen der Mecklenburgischen Kleinstadtapotheker vor hundert Jahren.

I

Fritz Reuter und der Stavenhagener Apotheker „Onkel“ Herse (1775—1829)

Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in Stavenhagen als Sohn des Bürgermeisters und Stadtrichters *Johann Georg Reuter* geboren [2]. Stavenhagen ist ein kleines mecklenburgisches Landstädtchen; es liegt zwischen Güstrow und Neubrandenburg in einer sehr fruchtbaren Gegend. Heute wird dort die landwirtschaftliche Überproduktion in einer großen Zuckerfabrik, in einer Walzenmühle und in einem Dauermilchwerk sofort weiterverarbeitet; damals lebten die Bauern vom Verkauf ihres Getreides. Es war ein schwerer Schlag für sie, als Mecklenburg 1815 durch Zollschranken von den Nachbarländern getrennt wurde. Die Kornpreise sanken, bis die Produktionskosten den Ertrag überstiegen; schwere Lasten drückten den Landmann [3]. *Reuter* schildert diese unverschuldete Not der Bauern in seinem Roman „Ut mine Stromtid“ am Beispiel des Inspektors *Hawermann*.

Auch die mecklenburgischen Apotheker führten damals einen Existenzkampf. Die neue Mecklenburgische Medizinalordnung vom 18. Februar 1830 schrieb vor, daß sie ihre Arzneien zum selben Preis verkaufen mußten wie ihre Kollegen in Hannover jenseits der Elbe [4]. Dabei mußten sie aber viele Drogen, wie Anis, Althaea, Arnika, Baldrian, Digitalis und Fenchel, infolge des hohen Zolls und der Fracht viel teurer einkaufen als jene [5]. Mancher Apotheker versuchte deshalb selbst den Anbau dieser Mangeldrogen. Im Jahre 1840 lobt der Arzt und Hofrat Dr. *Dornblueth*, der wegen seiner Verdienste um den Apothekerstand zum Ehrenmitglied des Norddeutschen Apothekervereins ernannt wurde [6], vor allem drei Arzneipflanzenanbauer: den Apotheker *Scheibel* in Teterow, den Apotheker *Boesefleisch* in Goldberg und einen Nichtapotheker — den Bürgermeister *Reuter* in Stavenhagen [5].

Fritz Reuter berichtet in „Schurr-Murr“ von dieser Tätigkeit seines Vaters folgendes [7]:

„Außer dem Raps kannte man in Mecklenburg damals noch keines von den sogenannten Handelsgewächsen. Mein Vater war der erste, der sich in dem Bau derselben versuchte: die Gewürzpflanzen Kümmel, Koriander und Anies, die Färbepflanzen Krapp, Waid, Wau, die Futtergewächse, Luzerne, Esparsette und die Runkel- und Steckrübe, dann auch die Weberkarde, mußten der Reihe nach es sich gefallen lassen, mit dem mecklenburgischen Boden und Klima Bekanntschaft zu machen . . . Man muß bedenken, daß diese verschiedenen Bestrebungen einen Zeitraum von über 30 Jahren füllen . . . Mit der äußersten Zähigkeit, mit der sorgenvollsten Mühe, hat er jedes dieser Gewächse angebaut, immer mit dem Hinblick auf seinen Anbau im Großen . . . In der Wirtschaft meines Vaters fanden zuweilen bis zu dem täglichen Belauf von 120 Menschen Beschäftigung und Lebensunterhalt, so daß in jenen gedrückten Zeiten in meiner Vaterstadt keine eigentliche Armuth zu finden war.“

Fritz Reuter zeigte großes Interesse an dieser fortschrittlichen, auf wissenschaftlicher Grundlage betriebenen landwirtschaftlichen Tätigkeit seines Vaters, und ebenso seine beiden Vettern *Ernst* und *August Reuter*, die nach dem Tod ihres Vaters 1813 vom Bürgermeister *Reuter* in sein Haus aufgenommen und mit *Fritz* zusammen erzogen wurden. Dieser sollte allerdings, wie sein Vater, Jurist werden; sein Vetter *Ernst* dagegen durfte Naturwissenschaften studieren.

Ernst Reuter war am 12. November 1807 in Dömitz geboren. Er kam zunächst bei dem Stavenhagener Apotheker *Grischow* in die Lehre; dann konditionierte er in einer Berliner Apotheke und hörte gleichzeitig Vorlesungen, in der Hauptsache allerdings solche, die sich mit dem Brauprozeß beschäftigten [8]. Als er 1835 nach Stavenhagen zurückkehrte, ließ sein Onkel nach seinen Angaben eine Brauerei bauen und schuf so eine neue Absatzmöglichkeit für das im Überfluß vorhandene Korn. Hier wurde das in ganz Mecklenburg berühmte „Stemhäger Burmeister-Bier“ gebraut. Der Apotheker *Ernst Reuter* war von Anfang an der Leiter dieser Brauerei, zunächst als Pächter; 1840 heiratete er eine außereheliche Tochter seines Onkels, *Sophie Reuter*, und erhielt nach dessen Tode 1845 testamentarisch die Brauerei als persönliches Eigentum.

Fritz Reuter berichtet aus seiner Jugend [7]:

„Mein Vater hielt ganz richtig dafür: der Mensch müsse etwas lernen; und daher war er unablässig bemüht, alle Leute, die irgend etwas wußten, mit meiner und meiner Vettern Belehrung zu bemühen . . .

Zunächst kam ich in die regelmäßige Schule bei Mamsell *Schmidt*, aber nur für kurze Zeit, dann sprang mein Onkel *Herse* hilfreich bei; er gab uns Unterricht im Schönschreiben, in der Orthographie, im Zeichnen, im Rechnen und eine Stunde – aber auch nur eine Stunde im Turnen.“

Jeder, der *Reuters* Werke kennt, kennt auch Onkel *Herse*, aber kaum jemand weiß, daß *Herse* Apotheker war! 27 Jahre lang hat er diesen Beruf ausgeübt, bis er sich im Jahre 1814 in Stavenhagen als Ratsherr und Notar niederließ. *Reuter* war damals erst 4 Jahre alt; für ihn war *Herse* immer Ratsherr und Notar gewesen, und so kommt es, daß er ihn fälschlicherweise schon in der „Franzosenzeit“ als solchen auftreten läßt. Nur ein einziges Mal erwähnt *Reuter* den eigentlichen Beruf seines „Onkels *Herse*“ [7]. Er war übrigens gar nicht *Reuters* Onkel, sondern hatte ganz allgemein in Stavenhagen durch seine Hilfsbereitschaft und seine Fähigkeit, auch dem einfachen Manne alles volkstümlich erklären zu können, diesen Beinamen erhalten. Diesem Apotheker verdankt *Fritz Reuter* vor allem seine Naturliebe, seine Zeichenkunst und seine humorvolle Lebensauffassung. So hat *Herse* in *Reuter* gerade die Eigenschaften geweckt, die wir in *Reuters* Dichtungen besonders schätzen.

Einige Jugenderinnerungen *Reuters* mögen zur Charakteristik dieses Unterrichts bei dem Apotheker *Herse* dienen [7]:

„Der Unterricht im Schönschreiben und im Rechnen ging, wie ich mich erinnere, in gewöhnlicher Weise und mit herkömmlichem Nutzen für uns vor sich; das Zeichnen jedoch mit mehr als herkömmlichem Nutzen... Damals wurde aber auch noch wirklich Zeichnen unterrichtet gegeben, mit welchem der jetzige Dilettantismus sich nicht mehr quälen lassen will, sondern gleich zu Pinsel und Palette greift, um blaue und rothe Blumen zu malen, die kein *Linné* kennt und kein Herrgott erschaffen hat, oder Landschaften, in denen grüne Heuhaufen statt der Bäume, und gefleckte Jagdhunde statt der Kühe stehen.

Mein Onkel malte nun auch und zwar in Aquarell, in Gouache, in Öl und in Email, und Alles dies so vorzüglich, daß – wie er bescheiden lächelnd zu erzählen pflegte – ihm einmal dasselbe passirt war, wie dem alten Griechen-Maler *Zeuxis*. – Als er das in Öl gemalte Portrait des Pastors *Knöchel* – wie er sagte: zum Trocknen, *Andere* meinten: um doch einmal zu zeigen, was er könnte – in das offene Fenster gestellt hatte, geht der alte Glaser *Bade* vorüber, zieht den Hut und sagt: ‚Gu’n Morrn, Herr Paster, wat makt Ehr leiwe Fru?‘ Woraus man entnehmen kann, daß entweder mein Onkel *Herse* ein großer Künstler, oder der alte Glaser *Bade* sehr kurz-sichtig oder auch ein arger Schelm gewesen ist, und daß sein Compliment nicht dem Pastor *Knöchel*, sondern meinem Onkel *Herse* gegolten hat, der, halb hinter dem Bilde versteckt, auf den Effect lauerte.

Onkel *Herse* hätte uns wahrscheinlich auch gleich zum Malen verführt, wäre mein Vater nicht gewesen, der selbst ein ganz vorzüglicher Zeichner war... Diese Sicherheit meines Vaters und die farbigen Kunstleistungen meines Onkels versetzten mich nun in argen Zweifel, wer von beiden der größte Künstler sei. – Eines schönen Abends... fragte ich ihn: ‚Onkel, wer kann beter malen, du oder min Vatter?‘ Mein Onkel *Herse* nieste bei dieser Frage noch einmal, wahrscheinlich aus Bescheidenheit, und sagte endlich: ‚Hm! Hm! – Dat’s ok so’ne dumme Frag‘. Dor möst Du Dinen Vatter nah fragen.‘ – Ich hatte nun natürlich nichts Eiligeres zu thun, als zu meinem Vater zu laufen und ihm dieselbe Frage vorzulegen, worauf derselbe antwortete: ‚Onkel *Herse*.‘ – Mit diesem Bescheide kam ich wieder zurück und meldete ihn meinem Onkel. Er räusperte sich ein paar Male und sagte endlich: ‚Dumme Jung‘, wer hett di dat heiten? – Aewerst, wenn hei dat süwst seggt, denn...‘ Der Schlußsatz ging verloren, denn mein Onkel gerieth wieder in’s Niesen.

Es versteht sich nach Allem diesem von selbst, daß wir die Zeichnenstunden gerne und auch mit wirklichem Nutzen besuchten; aber die liebste Stunde blieb uns immer die Orthographische. Das wird Manchem, der sich mit dem dehnenden h und e abgequält hat, unwahrscheinlich sein, aber –

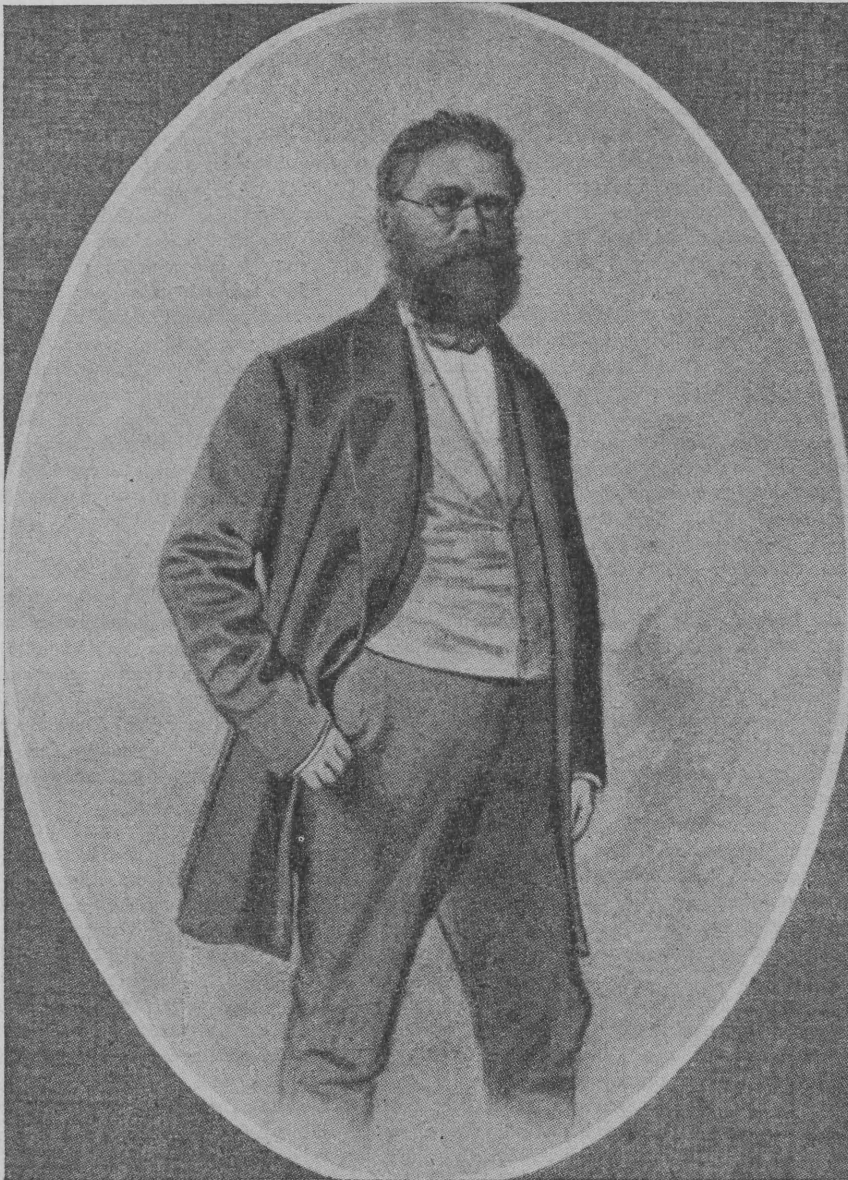


Abb. 1

Fritz Reuter

7. XI. 1810 – 12. VII. 1874

nach einem Aquarell von *Theodor Schloepke*
([38] S. 116)

er hat auch keinen Onkel *Herse* zum Lehrer gehabt. Dieser warf in den bitteren Kaffee der Orthographie so viel Zucker, daß er auch dem nicht daran gewöhnten Kindergaumen höchst lieblich schmecken mußte.

(Einmal diktierte er einen ganzen Roman mit einem Helden, der sich unsichtbar machen konnte.) Ich fragte meinen Onkel, wie er das wohl gemacht haben könnte. Um eine Antwort war Onkel nie verlegen, er sagte also kurzweg: die Leute hätten zu diesem Zweck Bilsenkraut geraucht. – Was hat mir diese Erklärung für Kopfzerbrechen gekostet! – Die Sache schien mir höchst unwahrscheinlich; aber Onkel *Herse* hatte es gesagt; und seine Autorität antasten war in meinen Augen ein *crimen laesae majestatis*. – Aber dennoch! – Ich beschloß zu meiner Beruhigung einen praktischen Versuch zu wagen. – Bilsenkraut kannte ich, es wuchs in Unmassen auf dem alten Bauhof; ich konnte mir leicht einige Blätter verschaffen. – Aber das Rauchen! – So ziemlich bei Todesstrafe war das Rauchen von meinem Vater verpönt, und wenn ich nun auch im Interesse der Wissenschaft es heimlich riskirt hätte, wie hätte ich für mich allein erfahren sollen, ob ich unsichtbar sei oder nicht? – Ich entschloß mich also, den Versuch mit unserem alten *Friedrich* zu wagen. – Unter dem Vorwand, ihm eine Pfeife von meines Vaters Taback zu stopfen, lud ich ihm die Pfeife mit Bilsenkraut und stopfte darüber eine dünne Lage von meines Vaters Justus [alte Hamburger Tabakfirma], brachte ihm dieses heimtückische Gemisch in die Leutestube und setzte mich ihm gegenüber, ihn nun bald unsichtbar zu sehen. – *Friedrich* rauchte nun auch drauf los; die ersten Züge schmeckten ihm augenscheinlich sehr gut, ich saß vor ihm und blickte ihn unverwandt an, wie ein Naturforscher, der ein großes Phänomen beobachtet, bloß mit dem Unterschied, daß der Naturforscher meistens auf das Erscheinen von etwas Ungewöhnlichem wartet, ich auf das Verschwinden von etwas Gewöhnlichem. – Nun muß er sich durch die Tabackslage bald durchgeraucht haben – nun kommt er an's Bilsenkraut – nun muß er bald verschwinden. – Aber der alte *Friedrich* rauchte durchaus sichtbar fort – schadet ihm nicht, unsichtbar muß er doch werden, wenn auch erst mit der Zeit. – Die Zeit sollte nicht kommen; *Friedrich* begann wiederholt kurz auszuspucken, er schnüffelte in dem Rauche umher und plötzlich griff er über den Tisch herüber, packte mich mit einer Hand beim Rockkragen: 'Verdammte Slängel, wat hest Du mi för Düwelstüg [Teufelszeug] in de Pip stoppt?' und dabei suchte seine andere Hand mein Ohr. – Vergebens suchte ich zu entweichen, *Friedrich* hielt fest: 'Wat hest Du mi in de Pip stoppt?' – Endlich kam ich damit heraus: 'Bilsenkrut.' – 'Bilsenkrut? Wo? Dat is jo woll gor swarten Däg? – Willst Du mi mit dat Tüg vergeben [vergiften]?' – Nun mußte denn von meiner Seite eine nothgedrungene Erklärung meines Attentats erfolgen und das Unglück wollte, daß mein Vater darüber zukam.

Mit der Romanschriftstellerei war's also nach einigen Wochen zu Ende; mit dem Turnen trat die Katastrophe nach der ersten Stunde ein ... Mein Onkel *Herse* hatte dunkle Gerüchte von den Bestrebungen des Turnvaters *Jahn* gehört ... Wir mußten an einer Leiter auf der rechten und auf der verkehrten Seite heraufsteigen, wir mußten rückwärts und vorwärts durch die Sprossen kriechen, mußten Hand um Hand an diesen Sprossen hinauf, handeln' ... Mich verließ die Kraft und ich fiel von der Leiter, glücklicherweise in den weichen Kuhdünger. 'Jung!' sprang mein Onkel *Herse* hinzu, 'deiht Di wat weiß?' – 'Ne, Unkel; äwer min Hosen!' – 'Lat man sin! Dat wischen wi Di af.' – Zum Glück hatte ich ein paar dunkelgrüne, aus einem abgelegten Rocke meines Vaters angefertigte Beinkleider an, und als Onkel mit einem Strohwisch das Gröbste abgewischt hatte, erklärte er: 'T is gor nich tau seihn. – Nu willn wi äwer 'rin gahn. – Un dat Keiner davon wat tau Tanten seggt.' – Dies war nun soweit ganz gut; zu sehen war nun auch eigentlich nichts; aber – aber – Tanten kam hinein und Tanten roch etwas. 'Wat dausend! Wo rückt dat hir?' und dabei ging sie um den Tisch, an welchem wir höchst schweigsam und emsig mit Zeichnen beschäftigt waren, und roch uns Alle an. – Tanten hatte eine sehr dünne und sehr feine Nase; aus der Laufbahn meines Onkels, als Apotheker, hatte sie die Vorliebe für Räucherkerzen mit in's Rathsherrn-Leben hinübergenommen, auf ihrem Tisch stand stets eine hellblaue Glasvase mit Rosen- und Lavendelblättern und um ihren Hals schlangen sich Ambra-Perlen; was Wunder, daß sie mich endlich als den Verbreiter abscheulicher Düfte herausroch! Ich wurde schleunigst abgeführt, und mein alter, lieber Onkel erhielt eine Strafpredigt, die ihm für alle Zeiten den Unterricht in der Gymnastik verleidete."

Der Apotheker *August Friedrich Herse* stammte aus Ivenack, einem Gut des *Grafen von Plessen*, 4 km nordostwärts von Stavenhagen. Ivenack ist weitbekannt durch seine großen Parkanlagen.

„Das Liebste, was ich auf Erden kannte, ... war der Thiergarten zu Ivenack mit seinen stattlichen Hirschen, seinen tausendjährigen Eichen und einem Baumwuchs, wie er in Deutschland nicht ein zweites Mal gefunden werden dürfte,“

so schildert *Reuter* diese Gegend [7], in der er selbst oft in seiner Jugend weilte.

Bei der Volkszählung, die im August des Jahres 1819 auf Anordnung des Großherzogs in ganz Mecklenburg vorgenommen wurde, gab *Herse* an, daß er am 12. April 1773 in Ivenack geboren sei [9]. Alle *Reuter*-Biographien, die überhaupt etwas über *Herses* Herkunft erwähnen [10 u. 11], bringen ohne weitere Nachprüfung dasselbe Datum. Eine von mir vorgenommene Durchsicht der Ivenacker Kirchenbücher ergab jedoch, daß im Jahre 1773 in Ivenack überhaupt kein Kind mit Namen *Herse* geboren wurde, wohl aber in den Jahren 1768, 1770, 1771, 1774 und 1775. Eindeutig ergibt sich aus den Kirchenbüchern, daß er im Jahre 1787 als *Gust. Friedr. Herse* in Ivenack konfirmiert worden ist [12]. Wenn er tatsächlich auch dort geboren ist, wie er selbst behauptet, dann kann er nur der am 9. April 1775 geborene *Heinrich Martin Friedrich Herse* sein [13], dessen Geburts tag ja auch mit *Herses* Angaben übereinstimmt, während das Geburts j a h r um 2 Jahre abweicht.¹⁾ Es war damals nichts Außergewöhnliches, wenn sein Vater ihn als kräftigen und begabten Jungen 2 Jahre älter gemacht haben sollte, um ihn schon 2 Jahre früher konfirmieren zu lassen und in die Apothekerlehre schicken zu können. Geburtsscheine gab es damals noch nicht. So ist z. B. von *Seelmann* [14] nachgewiesen, daß sogar der Verantwortliche für die Volkszählung in Stavenhagen, der Bürgermeister *Reuter*, seine Frau um 2 Jahre verjüngt hat.

Nach *Ebert* [11] soll *Herse* in der Hirschapotheke in Rostock gelernt haben, nach *Gaedertz* [10] soll er 1792 in Teterow als Gehilfe ausgeschrieben sein; beide erwähnen allerdings, daß sie diese Angaben nicht nachgeprüft haben. Durch Auffindung des Originallehrbriefes im Güstrower Heimatmuseum gelang mir der Nachweis, daß *Herse* 6 Jahre lang von Ostern 1787 bis Ostern 1793 in Teterow bei dem Apotheker *Johann Peter Schultetus* gelernt hat. Dieser Lehrbrief ist 32 × 37 cm groß und sehr hübsch mit farbigen Zeichnungen verziert: Auf einer in grünen Farben gehaltenen, wie ein Blatt gezähnten Grundfläche befinden sich verschiedene Pflanzen und Apothekergerätschaften in grauer Farbe, wie Standgefäße, Retorten, Trichter, Stechheber, Mörser, Tenakel, Tiegelzange und Blasebalg.

Nach beendeter Lehrzeit arbeitete *Herse* zunächst in der *Quistorpschen* Apotheke zu Rostock, die 1796 Dr. *Friedrich Witte* kaufte [15], und dann bei dem Apotheker

¹⁾ In den Jahren 1768–1778 lassen zwei Familien *Herse* ihre Kinder in Ivenack taufen; der Haushofmeister *Jacob Christian Herse*, verheiratet mit *Sophie Elisabeth Damm* aus Cummerow, und der Fischer *Hans Friedrich Herse*, verheiratet mit *Anna Elisabeth Lane* aus Basepohl bei Ivenack. Alle vier Kinder des ersten Ehepaares wurden in Ivenack konfirmiert. Von den sieben Kindern des Fischers *Herse* starben drei Söhne und zwei Töchter in jugendlichem Alter. Sein 1768 geborener Sohn *Johann Friedrich* wurde 1783 in Ivenack konfirmiert; sein Sohn *Heinrich Martin Friedrich*, geboren am 9. April 1775, ist mit dem gleichen Vornamen weder im Ivenacker Sterberegister, noch in den Konfirmandenlisten aufgeführt. Wohl aber wird 1787 unser *Gust. Friedr. Herse* in Ivenack konfirmiert, der wiederum im Taufregister nicht verzeichnet ist. Es sei denn – und das darf hiernach wohl angenommen werden –, er sei identisch mit dem eben erwähnten *Heinrich Martin Friedrich Herse*.

Altwater in Bützow. Hier heiratete er am 26. September 1798 (nicht am 28. 9. 1798, wie *Gaedertz* berichtet) die Pastorentochter *Christiane Friederike Siggelkow*, eine Schwägerin seines Chefs [16]. Gleichzeitig pachtete er die Apotheke in Stavenhagen.

Diese Apotheke lag an der Ecke des Marktes, genau gegenüber dem Rathause. Jedesmal, wenn *Reuter* aus seinem Fenster blickte, hatte er dies stattliche Giebelhaus vor Augen. Leider ist es 1945 durch Feuer restlos vernichtet. Es war ausgezeichnet durch sonderbare Fensterumrahmungen in Putz, die in ihrer krausen Umrißlinie nur dadurch verständlich werden, daß man sich auf ihnen ein Rokoko-Ornament mit Ranken und Voluten gemalt denken muß. An der Straße fällt als Hauptschmuck das zierliche Portal in den elegantesten Rokokoformen auf, das fast ohnegleichen in Mecklenburg einzigartig vorkommt. Jeder Teil der Tür selber und des bis an die Dachtraufe stoßenden, ein Fenster umschließenden reichen Architekturaufbaus ist mit graziösem holzgeschnitztem Ranken- und Volutenwerk überzogen, ohne daß die Grundform des klaren architektonischen Aufbaus verdeckt würde. Im Oberlichte der Tür finden wir das Monogramm des Erbauers *Gottfried Lindner*, der 1779 Besitzer der Apotheke wurde. Die Formen weisen große Ähnlichkeit mit der Rathhaustür auf. Sie wird also aus dessen Erbauungszeit um 1780 stammen und vermutlich von dem Tischler *Mohrmann* angefertigt sein, der nach einem noch vorhandenen Verträge die Tischlerarbeiten am Rathause ausführte. Die Nebentür am Markt wiederholt die Schmuckformen der Haupttür in vereinfachter Weise [17].

Im Jahre 1791 erwarb *Johann Christoph Grischow*, ein Sohn des Schmiedemeisters *Grischow* zu Ivenack, diese Apotheke. Es war ihm nur kurze Zeit vergönnt, hier zu wirken: er starb bereits im Alter von 35 Jahren am 10. April 1798 an Faulfieber [18] und hinterließ als Vollwaisen einen fünfjährigen Sohn, *Carl Christoph Grischow*. *Reuter* berichtet [19], daß *Grischow* beide Eltern an einem und demselben Tage durch Vergiftung verloren habe. Das stimmt nicht: die Mutter, eine Tochter des Chirurgen *Reich* zu Teterow, war schon am 17. März 1798 an derselben Krankheit gestorben [18].

Carl Christoph Grischow wuchs nun bei seinem Onkel, dem jungen Schmied in Ivenack, auf. Nach dem damaligen Recht konnte die Apotheke dem Erben erhalten bleiben, und so wurde sie bis zu seiner Mündigkeit, also bis zum Jahre 1814, an den Apotheker *Herse* verpachtet. *Herse* versuchte zwar, sich in dieser Zeit als Apotheker selbständig zu machen: Am 19. Oktober 1803 stellte er bei dem Herzoglichen Ministerium in Schwerin den Antrag, in Bützow eine zweite Apotheke eröffnen zu dürfen; aber dieser Antrag wurde abgelehnt [20].

Im folgenden Jahr, am 4. Juni 1804, beschwerte *Herse* sich bei dem Bürgermeister darüber, daß die Kaufleute in Stavenhagen mit Medicin und Medicinal-Waaren handelten, und bat, ihnen dies bei Strafe zu untersagen. Namentlich führte *Herse* folgende Waren auf, die die Kaufleute nicht verkaufen dürften: 1. Tropfen, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, 2. Olitaiten, 3. Pulver, als Abführungen etc., 4. Aloe, 5. Camphor, 6. Teufelsdreck, 7. Schwartzen Kümmel, 8. Schacharell, 9. Schwefelblumen, 10. Quecksilber, 11. Gifte, 12. Szittwersaat, 13. Lakritzensaft, 14. Sabadilla-saat, 15. Galgand, 16. Glaubersalz und dergleichen mehr. — Bezeichnend für *Herses* Gesinnung ist der Satz: „Ich mag gerne mit meinen Mitbürgern in Ruhe und Eintracht leben, ... aber dennoch sehe ich mit Bedauern, daß ich in meiner Nahrung sehr beeinträchtigt werde.“

Zum 7. Juni wurden die fünf Stavenhagener Kaufleute ins herzogliche Stadtgericht vorgeladen. *Sobst*, *Clasen* und *Susemihl* erklärten sich dort bereit, die angeführten Sachen fernerhin nicht mehr zu verkaufen. Die andern beiden Kaufleute, *Toll* und *Saniter*, waren nicht erschienen. *Toll* war gleichzeitig Postmeister und entschuldigte sein Fernbleiben damit, daß gerade Posttag gewesen wäre; er sei mit dem Beschlusse einverstanden. Der Kaufmann *Saniter* dagegen ließ zurücksagen, daß er keine andern Sachen führe, als er führen dürfe.

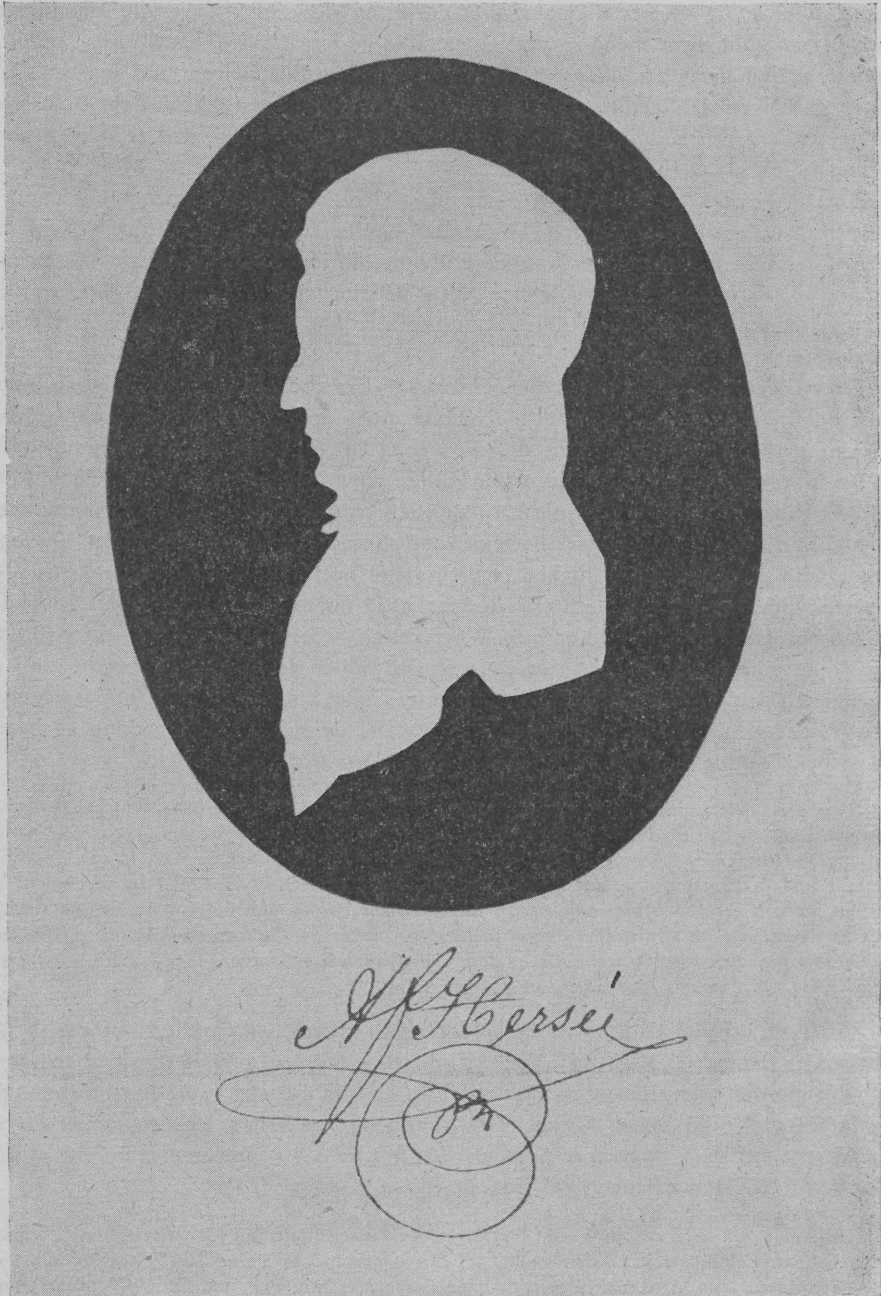
Am 19. März 1810 wurde *Herse* zum Ratsherrn in Stavenhagen ernannt und am 9. April in dies Amt eingeführt [11]. Als 1814 seine Apothekenpacht ablief und der junge *Grischow* die väterliche Apotheke übernahm, legte *Herse* noch das Notariats-examen ab und blieb als Ratsherr und Notar bis zu seinem Tode am 18. Januar 1829 in Stavenhagen. So hat *Reuter* ihn gekannt und so hat er ihn auch in seinen Werken dargestellt. Siehe Abbildung 2.

Drei Eigenschaften sind für den Apotheker *Herse* charakteristisch: Durch intensives Selbststudium erwarb er sich als Sohn eines gräflichen Bedienten ein großes Wissen; er besaß die Fähigkeit, dieses Wissen in verständlicher und humorvoller Weise andern weiterzuvermitteln. Aber infolge seiner Herkunft litt er an einem Minderwertigkeitsgefühl, das ihn nicht ruhen ließ, wenn er nicht andern imponieren konnte. In der Schule zu Ivenack hatte er kaum Lesen und Schreiben gelernt. Die notwendigen Kenntnisse in deutscher Orthographie und in Latein — zum Lesen der Pharmakopöe — erwarb er sich erst in der Lehre durch Selbststudium. Als 1806 die Franzosen erschienen, konnte er kein Wort Französisch; aber mit Hilfe einer Grammatik und eines Lexikons hatte er es in einem halben Jahr soweit gebracht, daß er sich gut mit den Franzosen unterhalten konnte. Dabei hat *Herse* die Franzosen immer gehaßt; das erfahren wir einmal aus *Reuters* „Ut de Franzosentid“, dann auch aus einem Brief seines Bützower Neffen *Ferdinand Altvater* [10]:

„Der sonst körperlich- und nervenstarke Mann konnte den Anblick von Menschenblut nicht ertragen, und hat es sich ereignet, daß er dabei in Ohnmacht gefallen ist. Im Jahre 1807 wurde ein von Blut tiefender Franzose, der auf der Straße furchtbar zerschlagen war, in die Apotheke gebracht und in Ermangelung eines Chirurgen Onkel *Herse* kommandiert, ihn zu verbinden. Zu meinem größten Erstaunen unterzog er sich dieser Arbeit ebenso unbefangen, als meiner Ansicht nach geschickt. Als ich dem guten Onkel meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß er den Verband so nett zurechtgelegt habe, da er doch sonst kein Menschenblut sehen könnte, antwortete er lächelnd: ‚Oh, Nanting, dat is ja man Franzosenblot!‘“

Mit Stolz erfüllte es ihn, als er bei seinen französischen Studien auf das Wort „*hersè*“, zu deutsch „Fallgatter“, stieß. Er hatte sich schon immer darüber geärgert, daß die meisten Menschen das zweite „e“ in seinem Namen nicht mitsprachen, sie sagten „*Herse*“ oder sogar „Unkel *Hers*“. Von nun an schrieb er sich immer *Hersè* mit Akzent auf dem zweiten e. Und als der Müller *Voss* einmal einem Schriftstück nicht recht Glauben schenken will, da ist *Herse* beleidigt [21]:

„Hir steiht min Sigel unner – seiht Sei, hir! – en Hirstengel, wil ich ‚*Herse*‘ heit; ick hadd ok en Fallgatter dorup steken laten kunnt, wil das up Französch ‚*herse*‘ heit, äwer ick bün nich för de Franzosen – un hir d’rüm rüm steiht mine Befugniß: Not. Pub. Im. Caes. [*Notarius publicus immatriculatus*].“



Über ein Erinnerungsstück an *Herse* hätte ich hier gern noch mehr berichtet: über seine Reiseapotheke. Im Jahre 1910 ist sie anlässlich *Reuters* 100. Geburtstag im Künstlerhaus in Berlin öffentlich ausgestellt gewesen [22]. Leider war es mir bisher nicht möglich festzustellen, wo sie sich heute befindet.

Wie sehr *Reuter* selbst an dem Apotheker *Herse* gehangen hat, das erkennt man am besten an den Worten, mit denen er sein Buch „Schurr-Murr“ schließt [7]:

„Aber nicht allein die Pietät, sondern auch die Gerechtigkeit verlangt, daß ich noch ein paar Worte über meinen Onkel *Herse* sage, man möchte sich sonst aus seinem Auftreten in diesem Buche sowie in den ‚ollen Kamellen‘ eine falsche Vorstellung von ihm bilden, weil ich ihn meistens von seiner komischen Seite dargestellt habe. Die hatte er freilich, und ich glaube sie nicht verzeichnet zu haben, aber, wenn ich meinen alten, guten Onkel umkehre, was mir trotz seiner Corpulenz nicht schwer werden soll, weil so manche freundliche Jugenderinnerung mir dabei hilft, so zeigt er noch ein anderes Gepräge außer seinem breiten Puckel – das der Gemüthlichkeit. Wenn man die Gemüthlichkeit nach Ellen messen könnte, so würde aus dem Revers meines Onkels ein schönes Facit herauskommen.

Er war unser voluminöses Conversations-Lexikon, welches wir beliebig aufschlugen, und worin wir blättern, wenn es uns einfiel. Onkel *Herse* wußte Alles, konnte Alles; tausend kleine praktische Handgriffe sahen wir seinen hübschen, fetten Händen ab, und immer heiter und unverdrossen lehrte er uns bald ein Gewehr laden und abschießen, bald Klammern schneiden und Stöcke beizen, bald Blumen und Bäume pflanzen, Weinstöcke beschneiden und bald Mäuse und Ratten fangen.

Er führte uns in die Felder und wußte für jedes Unkraut einen hübschen lateinischen Namen, er führte uns in den Wald, wußte für jeden Waldgesang den richtigen Ton heraus zu finden, und legte den Tönen einen menschlichen Text unter. ‚Hürt Ji woll, Jungs,‘ sagte er, wenn er uns auf den Schnepfenfang mitnahm und der Krammetsvogel beim Sonnenuntergang lustig in den Ästen der Bäume umhersprang und sein abgebrochenes Liedlein lustig in den dunstigen Herbstabend hernieder sang, ‚sei raupen mi orndlich. – Hürt Ji woll: Rathsherr *Hers* – kumm hir her! – kumm hir her! – Scheit [Schieße] mi dod! – i bün hir – wo’s *Grischow*? – Wo’s *Grischow*? Scheit mi dod!‘ – Aber er that es nicht, mein guter Onkel *Herse*; alles Blut, was er vergossen hat, mit Ausnahme von Sperlingsblut, wenn diese zudringlichen Gäste ihm die Kirschbäume verheerten, will ich zur Sühne dafür auf meine Seele nehmen, daß ich in den Schilderungen von ihm seine komische Seite herausgekehrt habe.“

Als es mit *Herses* Unterricht vorbei war, „wurde ein salarirter candidatus theologiae als Lehrer in’s Haus genommen und eine strenge Disziplin eingeführt“ [7]. Dieser angehende Theologe war *Johann Carl Wilhelm Scheibel* aus Penzlin [23], ein Neffe des Warener Apothekers *Daniel Scheibel* [24] und ein Vetter des Teterower Apothekers *Friedrich Scheibel*, von dessen Arzneipflanzengarten schon oben S. 17 berichtet wurde. — Als viele Jahre später 1863 zwei junge Damen *Scheibel* aus Kiel den inzwischen berühmt gewordenen *Fritz Reuter* um eine Photographie baten, schickt *Reuter* ihnen diese mit der Frage, ob sie nicht einen Großonkel in Teterow gehabt hätten, der Apotheker gewesen sei, „den habe ich noch als Knabe gekannt“ [25].

II

Fritz Reuter und der Stavenhagener Apothekergehülfe, spätere Medizinalrat Fritz Spaarmann (1801—1869)

Oft ging der junge *Reuter* über den Markt hinüber in die Apotheke, und dort, hinter dem Rezepttisch, brachte ihm der Apothekengehülfe *Fritz Spaarmann* die ersten lateinischen Vokabeln bei.

„Das war hart, und ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich mich wacker dagegen gewehrt habe; und zwar so, daß ich von *Fritz Sparmanns* Unterricht, der sich zum Glück auch auf Geschichte erstreckte, nichts weiter behalten habe, als daß Kalif *Omar* die Alexandrinische Bibliothek verbrannt, was, wie ich kürzlich zu meinem Erstaunen gelesen habe, gar nicht wahr sein soll [7].

Christian Friedrich Spaarmann war am 22. Juni 1801 in Stavenhagen als Sohn des dortigen Wundarztes geboren [26]. Er studierte später Medizin und wurde 1826 in Rostock promoviert auf Grund der Arbeit „*De oleo jecoris aselli*“ [27] (s. Abb. 3). Wie aktuell dies Thema damals war, kann man daran erkennen, daß Lebertran 1822 zum erstenmal ärztlich auf dem europäischen Kontinent als Arzneimittel empfohlen wurde und daß 1823 der Marburger Professor *Ferdinand Wurzer* (1765—1844) ihn zum erstenmal chemisch untersuchte [28]. Bereits 1827, also nach *Spaarmanns* Arbeit, wurde er in die *Pharmacopoea borussica* (IV) aufgenommen. *Spaarmann* widmete seine Promotionsarbeit seinem hochverehrten Lehrchef und Gönner, dem Apotheker *Grischow*. — Er ließ sich nun in Stavenhagen als Arzt nieder und übte dort, zuletzt als Medizinalrat, bis zu seinem Tode, am 3. Oktober 1869, die ärztliche Praxis aus.

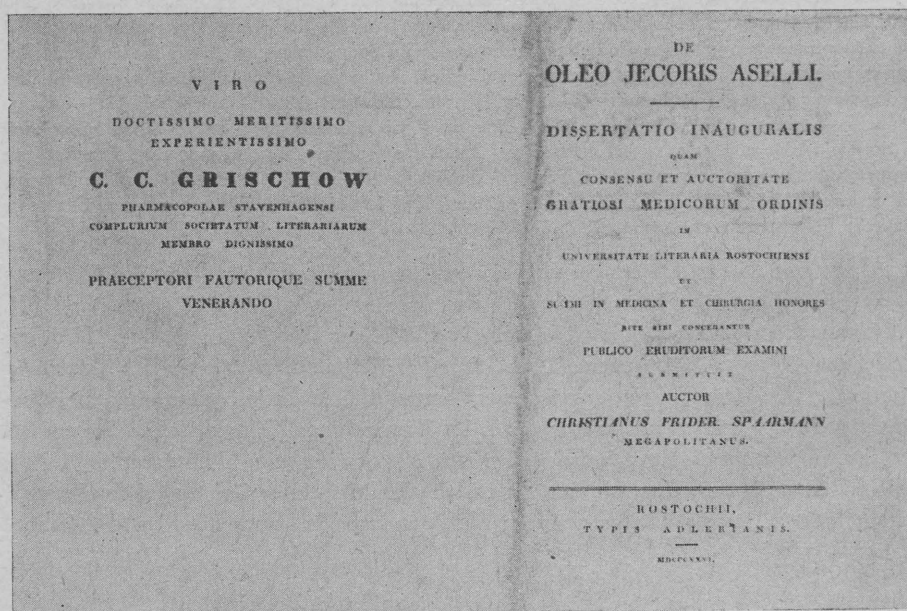


Abb. 3

Apotheker *Spaarmanns* Dissertation mit Widmung 1826
(nach dem Original)

III

Fritz Reuter und der Stavenhagener Apotheker Carl Christoph Grischow (1793—1860)

Mit 14 Jahren kam *Reuter* auf das Gymnasium, zunächst nach Friedland, dann nach Parchim. Im Herbst 1831 bestand er dort das Abitur und begann nun, auf Wunsch seines Vaters, in Rostock Jura zu studieren. Nach einem Semester wechselte *Reuter* nach Jena. Hier mietete er bei dem Ratsapotheker *Bartels* ein Zimmer, drei Treppen hoch, nach hinten hinaus, mit hübschem Blick auf die Berge [29]. Er trat der Burschenschaft *Germania* bei, die sich die Wiederherstellung Deutschlands als Ziel gesetzt hatte, und trug stolz das schwarz-rot-goldene Band. Obwohl er sich persönlich gar nicht in besonderem Maße politisch betätigt hatte, wurde er am 31. Oktober 1833 auf einer Reise in Berlin verhaftet. Verurteilt wurde er „wegen Teilnahme an der hochverräterischen Verbindung der Burschenschaft zu Jena zur Todesstrafe, welche durch Allerhöchste Kabinettsorder in 30jährige Festungshaft verwandelt worden ist“. Von einer preußischen Festung wurde er in die andere geschleppt. Durch den Aufenthalt in den feuchten, dunklen Kasematten war er häufig krank. So schreibt er am 8. August 1836 aus der Festung Silberberg an seinen Vater [30]:

„Mein Gesundheitszustand ist sehr schlimm ... Die Kerls von Quacksalber hier unten sind so niederträchtig, der eine ist ein offener Schurke und Nero, der andere ein Chirurg, sowie der erste ein Apotheker (denn studiert haben sie alle nicht), hat einen Handel und muß dem vorstehen, und der dritte (ein nicht approbierter Chirurg), den ich hatte, hat mir eine Rechnung von 7 Talern gemacht, und nun, da er das Geld ganz hat, nun kommt der Schweinehund nicht mehr.“

Ein andermal, am 20. Januar 1840, teilte er seinem Vater mit, daß er bei dem Apotheker in Dömitz [*W. B. Braumwald*, den Namen nennt *Reuter* nicht] drei Taler Schulden habe [31]. — Sein Vater hatte durch mehrere Bittgesuche erreicht, daß *Fritz* im Mai 1839 nach Mecklenburg ausgeliefert wurde. Über ein Jahr hat *Reuter* noch auf der Festung Dömitz gesessen, bis er im August 1840 nach siebenjähriger Haft entlassen wurde.

Das schlimmste Leiden, das er aus der Gefangenschaft mit heimbrachte, war eine periodische Trunksucht²⁾. Sein Vater sah ihn, mit dessen juristischem Studium es nun nichts mehr wurde, als verlorenen Sohn an. Da waren es vor allem zwei Männer, die sich seiner annahmen: ein Onkel, der Pastor in Jabel war, und der Apotheker *Carl Christoph Grischow*. Und als *Reuters* Vater 1845 starb, da konnte *Fritz Reuter* nicht einmal über sein Vermögen verfügen: Sein Vater hatte ihm, dem 35jährigen, diese beiden zum Vormund bestellt [32].

Reuter hatte sich schon in der Gefangenschaft aus Interesse und aus Begeisterung über die landwirtschaftlichen Erfolge seines Vaters entschlossen, nunmehr Landmann zu werden [33]:

„Ich griff dieser Neigung gemäß schon während der Zeit meiner Haft zu dem theoretischen Teil der Landwirtschaft, und suchte mich durch das Studium von *Thaer*, *Koppe*, *Block* und anderen damals anerkannten landwirtschaftlichen Größen auf die später folgende Praxis vorzubereiten. In diese trat ich in meinem dreißigsten Lebensjahr, und bin 10 Jahre lang praktischer Ökonom ge-

²⁾ Der Psychiater *Paul Albrecht* hat in seiner Studie über „Fritz Reuters Krankheit“ (Halle 1907) sehr überzeugend dargelegt, daß es sich bei *Reuter* um eine Dipsomanie (periodische Trunksucht) handelte. Deren Überwindung lag außer seiner Macht, da die Endursache der Erkrankung in einer endogenen Veranlagung begründet war.

Z a u n i c k

blieben, während welcher Zeit ich die mir gebotene günstige Gelegenheit benutzte, um mich mit den in die Landwirtschaft einschlagenden Wissenschaften Physik und Chemie vertraut zu machen, wozu mir die Freundschaft eines unserer bedeutendsten Chemiker, des Doktor *Grischow* in Stavenhagen, bereitwilligst die Hand bot.“

Schon in einem Brief aus Dömitz vom 1. August 1840 klagt *Reuter*, daß es schwer sei, die Lehre vom Dünger von *Carl Sprengel*³⁾ zu verstehen, „wegen der vielen chemischen Ausdrücke und Analysen, die darin vorkommen“ [34].

1840 stellte nun *Justus von Liebig* in seinem Buch „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ eine Theorie auf, nach der, entgegengesetzt der bisher gültigen Lehre von *Albrecht Thaer*, nicht der Humus, sondern die Mineralsalze das wirksamste im Dünger seien [35]. Die Landleute schafften sich auch dieses Buch an, aber nur wenige konnten es verstehen. *Reuter* schildert dies köstlich in Kapitel 15 seines Romans „Ut mine Stromtid“ [36] [Strom = Landmann]. Wie es unserem Dichter selbst beim Studium des *Liebig*schen Buches erging, zeigt er an Hand seiner Romangestalt „*Axel von Rambow*“ im 10. Kapitel desselben Romans [37]:

„Un de Tid makte üm dese Dreih [*Drehung, Wendepunkt*] herüm grote Schritten in de Landwirthschaft, denn de Professor *Liebig* hadd för de Herrn Landlüd' en ganz entfamtes Bauk schrewen [*infames Buch geschrieben*], dat krimmelt un wimmelt vull Kalen un Zapeter un Swewel [*voll Kohlen und Salpeter und Schwefel*] un Gips un Kalk un Salmiakspirtus un Hydrat un Hydro-path – 't was rein taum Verrücktwarden! – Äwer wat nu en beten höger 'rut [*aber was (wer) nun ein bischen böher heraus*] un de Finger in de Wissenschaft stippen wull, dat schaffte sick dat Bauk an, un denn satt dat dor un les' un les', bet em de Kopp roken würd [*bis ihm der Kopf rauchen würde*], un wenn dat tausamen kamm, denn stred' [*stritt*] sick dat, ob de Gips en Reizmiddel wir oder en Nahrungsmiddel – d. h. för den Klewer [*Klee*], nich för den Minschen – un ob de Mess stünk [*ob der Mist stinke*] von wegen den Salmiakspirtus oder von wegen sine eigene stinkerige [*stinkende*] Natur. – Ok *Axel* hadd sick dat Bauk anschafft, un em gung't eben so, as all de Annern, bei les' und les', äwer hei würd ümmer düsiger [*schwindliger*], un in den Kopp dreihete [*drehte*] sick dat bi em, bet hei dat mit 'ne Angst kreg, em können de Schruwen [*Schrauben*] dorin losdrehn [*losdrehen*], un hei dat Bauk taumakte [*zumachte*]. Em wir't nu mäglicher Wis' ebenso gahn as all de Annern, hei hadd de ganze Wissenschaft vergeten [*vergessen*], wenn hei nich dat Glück hatt hadd, en gaudmäudiges Apteiker [*Apotheker*]-Subjekt kennen tau lihren [*lernen*], dei em all dat Deuwelstüg [*Teufelszeug*], wovon de Professor schriwen ded', in sine eigene Hand gewen ded', un em mit sine eigene Näs' dorän rüken let [*riechen ließ*]. Dit was denn nu de praktische Weg, un von den'n Ogenblick an kennte hei de Sak [*kannte er die Sache*] un kennte sei ebenso gaud as *Liebig* sülwst, so dat hei nich wider in dat Bauk tau lesen brukte.“

Und dies gutmütige „Apotheker-Subjekt“ war in *Reuters* chemischen Studien Dr. *Grischow*. Was die beiden aber am engsten zusammenführte, war nicht die Vorumdschaft, und nicht die Chemie, sondern die gemeinsame politische Anschauung. „Wohlstand, Bildung und Freiheit für ALLE! Für diese begreifliche Dreieinigkeit ist zu wirken; sie kann den Himmel auf Erden schaffen.“ So lautete der Wahlspruch *Grischows*, den er nach damaliger Sitte auch unter sein Bild schrieb [38]. Viele Apotheker, die bei *Grischow* gelernt hatten, wie z. B. Dr. *Hollandt* (1835–1923) in Güstrow, haben sein Bild mit dieser Losung Zeit ihres Lebens in

³⁾ Der leider über *Liebig* fast ganz vergessene *Carl Sprengel* (1787–1859) hatte 1839 ein Buch über „Die Lehre vom Dünger“ erscheinen lassen; vgl. *F. Giesecke*, Bodenfruchtbarkeit als Fundament der Qualitätserzeugung (Uelzen 1952) mit mehreren historischen Beiträgen über *Sprengels* Lebenswerk. Z a u n i c k

ihrem Kontor hängen gehabt [39]. Ein Zeichen dafür, daß *Grischow* seinen Lehrlingen nicht nur eine gute wissenschaftliche Ausbildung, sondern auch eine wahrhaft demokratische Gesinnung mit ins Leben gab. Als 1848, wie überall in Mecklenburg, auch in Stavenhagen ein fortschrittlicher Verein entstand, in dem sich alle demokratischen Kräfte — Bauern, Bürger, Akademiker und Handwerker — gegen die Macht des Adels sammelten, da wurde der Apotheker *Grischow* zum Vorsitzenden dieses Reformvereins gewählt [40]. Auch *Reuter* war selbstverständlich Mitglied und wurde nicht nur als Vertreter Stavenhagens zum Städtetag nach Güstrow, sondern sogar zum außerordentlichen Landtag nach Schwerin geschickt. Nach Auflösung dieses Vereins aber wählten die Stavenhäger den Apotheker *Grischow* zum Stadtsprecher, und er hat diesen Posten bis 1858 — statt, wie üblich, nur 6 Jahre — in uneigennützigster Weise versehen [19].

Hätte *Reuter* Geld gehabt, um sich selbständig zu machen, wäre er Zeit seines Lebens *Landmann* geblieben. Nur aus Mittellosigkeit entsagte er diesem aus Neigung gewählten Beruf und wurde *Privatlehrer* [33]. Als solcher ging er 1850 nach Treptow in Preußisch-Vorpommern, wo er in allen Fächern unterrichtete, vor allem aber in Zeichnen, Turnen und Schwimmen. Unter Anspielung auf die Landesfarben von Preußen (Schwarz-Weiß) und Mecklenburg (Blau-Gelb-Rot) teilt er am 29. März 1851 seinem Freund *Grischow* seine neue Staatsangehörigkeit mit [41]:

Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?
Sie schwanken zwischen Finsternis und Licht!
Wenn für die Freiheit meine Väter starben,
So stirbt man dafür heutzutage nicht!

Ja, verehrtester Mecklenburger, ick bin een Preuße, ick habe et schwarz uf weeiß, det ick een Schwarzer un Weeßer bin, wat sajen Sie dazu in Ihr Jemüte, Sie Blaurotjelber? Nich wahr? Sie sind jelt vor Neid und blau vor Zorn, det Sie noch immer den Landtag mit die roten Ritter jenießen?“

Im selben Jahr noch heiratete *Reuter* die mecklenburgische Pastorentochter *Luise Kuntze*. Mit dem Geld war es allerdings recht knapp bestellt, wie aus verschiedenen Briefen an seinen Vormund *Grischow* hervorgeht [42]:

„Ich erhalte soeben, vielleicht aus Versehen, von *James Booth* aus Hamburg sein Samenverzeichnis zugesandt und habe beschlossen, den Mann in Nahrung zu setzen, in Anbetracht, daß ich ein Blumenliebhaber und Pächter eines Gartens bin. Da ich jedoch aus Erfahrung weiß, daß Samenhandlungen an Personen meinesgleichen oft Mäusedreck statt Pfeffer verkaufen, und ich doch gern Pfeffer haben möchte, habe ich es mir ausgedacht, Sie als eine imponierende Macht vorzuschieben, indem ich kalkuliere, daß vor einem Manne, der den fernen Indianern Kolumbiens als Pate der *Grischowia hirsuta* bekannt ist, doch mindestens eine schlichte Samenhandlung zu Hamburg Respekt haben müsse. Ich habe meine botanischen Wünsche auf einen Zettel hinterlegt, den ich die Ehre habe, Ihnen hiermit zu überschicken. Nach meiner Rechnung würden die begehrten Sämereien etwas über zwei Taler ausmachen. — Erinnern Sie sich gefälligst auch des Georginen-Versprechens, wenn es soweit ist.“

Und ein andermal, als die Zinsen aus seinem väterlichen Vermögen nicht pünktlich eintrafen, mahnte sie *Fritz Reuter* bei Dr. *Grischow* mit folgendem Gedicht an [43]:

Die Nacht hat mich der Sturm geweckt,
Was ich gefürchtet, ist geschehn:
In ganzen Reihen hingestreckt
Kannst Du die Georginen sehn.

Die holden Blumen liegen nieder,
Gebrochen ist so mancher Pfahl,
Und manche richt't sich niemals wieder,
Es ist ein Jammer allzumal!

Und Jammer ist im ganzen Hause,
Denn Küch' und Keller, sie sind leer;
Mich quält nicht nur das Windsgebräuse,
Ach nein! Der Hunger noch viel mehr.

Da soll ich nun Kartoffeln kaufen
Und Holz und Gerste und dann Gäns',
Ich möchte aus dem Tempel laufen,
Ich kriege noch die Schwenzelenz!

Zerrissne Hosen! und mein Rock, der
Ist fadenscheinig und wird alt!
Ich bitt Dich, lieber, bester Dokter,
Oh, schicke mir Moneten bald!

Die Quittung hab' ich beigelegt,
Sie unterschrieben und so weiter,
Und wenn ich Dir Dein Herz beweget,
So denk

an Deinen armen

Reuter.

Aber *Grischow* ist nicht nur *Reuters* väterlicher Freund gewesen, er hat auch für die Wissenschaft eine Bedeutung erlangt: Er bewies nämlich durch sorgsam ausgedachte chemische Experimente die Theorie *Saussures* über die Assimilation der Pflanzen. So mag sein Lebensweg hier etwas ausführlicher geschildert sein. Ich folge dabei im wesentlichen dem Nekrolog, den *Reuter* in der Rostocker Zeitung veröffentlicht hat [19], und dem „Biographischen Denkmal“ im „Archiv der Pharmacie“, das der bekannte Rostocker Apotheker Dr. *Friedrich Witte* verfaßt hat [44]. Es ist auffällig, daß beide Nachrufe in ihrem ersten Teil fast wörtlich übereinstimmen, nämlich in der Schilderung von *Grischows* Leben. Im Schluß geht dann *Reuter* mehr auf *Grischow* als Menschen und Politiker ein, während *Witte* mehr seine Tätigkeit als Wissenschaftler hervorhebt.

Carl Christoph Grischow war am 17. Februar 1793 in Stavenhagen geboren. Wie schon oben berichtet, verlor er mit fünf Jahren beide Eltern und wurde nun bei seinem Onkel, dem Schmied *Grischow* in Ivenack, aufgezogen. Hier besuchte er bis zu seinem 11. Jahre die Dorfschule, dann kam er in die Stadtschule nach Penzlin. 1807 ging er zu dem jungen, aus der Nachbarstadt Malchin gebürtigen Apotheker *Friedrich Wilhelm Krueger* (1782—1866) in die Lehre, der soeben in Rostock eine neue, dritte Apotheke eröffnet hatte. Mit eisernem Fleiß widmete sich *Grischow* hier seiner praktischen und wissenschaftlichen Ausbildung. *Reuter* stellte später einmal

(1861) seinem Neffen *Fritz Jennings* den Dr. *Grischow* als Vorbild hin, der jede freie Minute zu seiner Fortbildung benutzt habe [45]. Nach vierjähriger Lehrzeit übernahm er in Stralsund eine französische Militär-Hospital-Apotheke, die er zwei Jahre lang leitete. Ein französischer General machte ihm ein günstiges Angebot, um ihn für dauernd zu gewinnen, das er jedoch entschieden ablehnte. Am 7. Februar 1813 ließ er sich in Rostock als Student der Chemie und der Botanik immatrikulieren [46], was um so mehr Erwähnung verdient, als damals für Apotheker ein Studium weder vorgeschrieben, noch allgemein üblich war. Bis dahin hatte Professor *Heinrich Friedrich Link* (1767—1851) beide Fächer gelesen, der 1812 nach Breslau ging. Als seine Nachfolger wurden der Apotheker *Gustav Peter Samuel Maebl* († 1833) aus Rostock zum Professor der Chemie und Pharmazie und der Arzt *Christian Ludolf Treviranus* (1779—1864) aus Bremen zum Professor der Naturgeschichte und Botanik ernannt. Beide haben *Grischow* das Rüstzeug für seine wissenschaftlichen Arbeiten mitgegeben. Michaelis 1814 ([9] S. 56) übernahm er dann selbst die väterliche Apotheke, die ja solange von Apotheker *Herse* gepachtet war, und heiratete im selben Jahr seine Cousine *Friederike Grischow* aus Ivenack. Von seinen 9 Kindern starben drei jung, der Sohn *Carl Wilhelm Ferdinand Grischow* kaufte die Apotheke in Crivitz, vier Töchter heirateten Landleute, während die jüngste in treuer Anhänglichkeit ihrem Vater den Haushalt führte.

Neben seiner praktischen Tätigkeit als Apotheker setzte *Grischow* in Stavenhagen das wissenschaftliche Studium weiter fort. Insbesondere befaßte er sich mit dem Gasaustausch der Pflanzen. Er stellte Zweige in Glasgefäße, die unten mit Quecksilber luftdicht abgeschlossen waren, und analysierte den Gehalt der eingeschlossenen Luft an Sauerstoff und Kohlensäure nach bestimmten Zeiten durch quantitative chemische Untersuchung. Dabei fand er verschiedene Ergebnisse, je nachdem, ob die Zweige viele grüne Blätter hatten oder gar keine, und ob sie dem Sonnenlicht ausgesetzt waren oder nicht. Durch diese exakt ausgeführten Untersuchungen wurde die Lehre *Saussures* von der Assimilation der Pflanzen experimentell untermauert. 1819 veröffentlichte *Grischow* diese „Physikalisch-chemischen Untersuchungen über die Athmungen der Gewächse und deren Einfluß auf die gemeine Luft“ [47]. Er widmete diese Schrift seinem Lehrer, dem Professor *Treviranus*. Durch einen Vortitel „Beyträge zur chemischen Kenntniss des Pflanzenlebens von *Carl Christoph Grischow*, Apotheker in Stavenhagen. Erstes Stück“ deutet er an, daß er weitere Versuche auf diesem Gebiet machen wollte. Das hat er auch getan, doch hat er darüber nur in Fachzeitschriften etwas veröffentlicht; ein zweites Stück seiner „Beiträge“ ist nicht erschienen. Eine kurze Zusammenfassung der obigen Schrift gab er 1821 im „Jahrbuch der Chemie und Physik“ [48] auf Veranlassung der Herausgeber dieses Jahrbuches, *Schweigger* und *Meinecke*. Im Jahre 1845 berichtete er in *Erdmanns Journal für praktische Chemie* von seinen weiteren Versuchen „Ueber Respiration der Pflanzenblätter“ [49]. Hier widerlegt er auf Grund von eigenen Experimenten die „so sinnreichen wie gewagten Hypothesen“, die der Berliner Professor *Carl Heinrich Schultz gen. Schultzenstein* 1844 in seiner Schrift „Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung“ aufgestellt hatte.

Ein weiteres Arbeitsgebiet *Grischows* war die Untersuchung von Mineralquellen. *Fritz Reuter* schildert in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, wie *Grischow* dazu kam, sich hiermit zu beschäftigen [7]:

„Ein jüdischer Lehrer Namens *Katz* hatte eines Tages das Unglück, in der Stavenhäger Pferdekoppel in einen Graben zu fallen. Als er das Wasser in seinen Stiefeln verspürte, war er so vernünftig, aus dem Graben zu steigen, nach Hause zu gehen, sich trockne Strümpfe und Beinkleider anzuziehen und die nassen Kleidungsstücke zum Trocknen an den Ofen zu hängen. – Wie erstaunte er aber, als er am andern Morgen sein Beinkleid mit einer Kruste rostbraunen Schmutzes überzogen fand. Schmutz hatte er allerdings vermuthet, aber nicht diesen, diesen rostbraunen. Er untersucht ihn genauer und findet, daß er abscheulich stinkt. – *Katz* war nicht der Mann, der sich bei einer solchen Wahrnehmung beruhigt, er geht an den Graben zurück, in welchen er gefallen war, vergleicht seinen Schmutz mit dem Inhalt des Grabens und findet ihn natürlich identisch. Er sieht das Wasser mit einem rostbraunen Schlamm überzogen, er vermuthet, es könne abscheulich stinken, er riecht daran, es stinkt wirklich. Er vermuthet, es könne abscheulich schmecken; er probiert es – wahrhaftig, es schmeckt abscheulich. Er nimmt sich von dem Wasser mit, geht nach Hause und läßt seinen Wirth, den Gastwirth *Deffge*, das Wasser kosten. Der speiet es aus und ruft: ‚Pfui Deuwell! Grad as fuhl [faule] Eier! Grad so, as dat Water hir hinnen in minen ollen Sod [Brunnen]!‘ – Der Vergleich wird gemacht – die beiden Wässer sind ganz gleich abscheulich in Geschmack und Geruch. – *Katz* geht mit seinem Funde zum Chemiker Doctor *Grischow*; derselbe untersucht das Wasser und findet einen ziemlichen Schwefeleisengehalt. – Die Entdeckung war gemacht, und der unbedeutende jüdische Schullehrer *Katz* war der Wohltäter Stavenhagens, Mecklenburgs und der übrigen Welt. –

Es war damals eine wahre Manie für Gesundbrunnen in Mecklenburg ausgebrochen, Güstrow hatte einen, Parchim hatte einen, Goldberg hatte einen, in Lübz wurde nach einem schon gegraben und Crivitz hoffte auf einen, und wir Stavenhäger hatten nun auch schon einen! Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch die Stadt. – Große Aufregung. – ‚Vadder, hest all hört? *Deffgen* sin oll Sod is en Gesundbrunnen.‘ – ‚Herr Je, wat ward hei denn för en riken Mann warden!‘ – ‚Kumm, willen ok mal hengahn!‘ – und die Stavenhäger gingen zu *Deffge*, tranken von seinem Wasser und setzten einige Kümmel darauf, um den abscheulichen Geschmack zu vertreiben. – *Deffges* Reichthum fing schon an. – Alles hatte Vertrauen zu dem Wasser, denn es schmeckte gar zu abscheulich; es wurde getrunken und es wurde darin gebadet. – Der alte Ratsherr *Susemihl*, der von Jugend auf einen steifen Finger hatte, rief seinen Sohn: ‚*Zacharias*, lop mal 'räwer nah *Deffgen* und hal mi mal en Pott vull von sin Gesundbrunnenwater.‘ – ‚Ih, Vattung, wat hest Du?‘ sagte seine Frau. – ‚Lat mi doch, ick kann't jo ok mal probiren,‘ sagte er und hielt seinen Finger eine ganze Stunde lang in den Topf mit Gesundheitswasser. – Der alte stocktaube Steuereinnnehmer *Groth* ließ sich alle Morgen sieben Tropfen von dem Wasser in seine Ohrlöcher tropfen, und die Mutter des Maurermeisters *Wöllert* mußte alle Morgen aus dem Graben in der Pferdekoppel einen Eimer Wasser holen, um dadurch dem vor langen Jahren gebrochenen und schief angeheilten Beine des Vaters die grade Richtung wiederzugeben. – Von allen Seiten strömten allerlei Kranke und Gichtbrüchige nach Stavenhagen, und als der erste geheilte Kranke, der Hofrath *Kanzler* aus Güstrow, seine Krücken über seine Badewanne aufgehängt hatte, war es gar keine Frage mehr: *Deffge* mußte ein reicher Mann werden. – Aber *Deffge* wurde kein reicher Mann, ein Umstand störte die glänzende Aussicht. Der Mann gab sich unglücklicherweise dazu her, als Empfehlung für Fremde und Eingeborene von seinem eigenen Gesundheitswasser zu trinken, und da er des schlechten Nachgeschmacks wegen stets ein paar Kümmel darauf setzen mußte, so überwog endlich der Schaden den Nutzen, er starb an seinem Gesundbrunnen. – Nun hätte die Witwe das Gesundheitsgeschäft noch fortsetzen können; aber es hatte sich herausgestellt, daß die Goldberger Quelle 0,005 Procent stärker sei, und das brach Stavenhagen den Hals. Dieses 5/1000stel Procentchen hat die Stavenhäger Hoffnungen vernichtet; die Gichtbrüchigen kamen nicht mehr und wenn jetzt ein Fremder nach dem Gesundbrunnen fragt, dann schüttelt das nachgeborne Geschlecht den Kopf, als hätte er nach californischen Goldgruben gefragt.“

Im Jahre 1819 veröffentlichte *Grischow* in *Schweiggers Journal für Chemie und Physik* diese seine „Chemische Untersuchung des eisenhaltigen Quellwassers zu Stavenhagen“ [50] und eine weitere Arbeit „Ueber Fällung der Eisensalze durch Schwefelwassersoffluft“ [51]. Bis dahin wußte man nur, daß Eisensalze durch H_2S nicht gefällt werden. *Grischow* hatte nun bei der Analyse des Eisen und Schwefelwasserstoff enthaltenden Brunnens beobachtet, daß dies nur für saure Lösungen zutrifft, während in ammoniakalischem Medium schwarzes Ferrosulfid ausfällt. Der Kieler Professor *Christian Heinrich Pfaff* (1773—1852) überprüfte diese Reaktion und bestätigte 1821 in seinen „Untersuchungen über verschiedene Reagentien“ ausdrücklich, daß sie von *Grischow* aufgefunden sei [52]. Er knüpft daran die Hoffnung, daß mit Hilfe dieser Reaktion Eisen und Mangan voneinander würden getrennt werden können.

Nun beauftragte die Landesregierung *Grischow*, weitere Mineralquellen Mecklenburgs chemisch zu untersuchen [19]. Auch solche außerhalb Mecklenburgs analysierte er, z. B. die zu Hohen-Büssow (Hohenbrünzow?) bei Demmin in Pommern [53].

Weiterhin beschäftigte sich *Grischow* mit der Frage, warum das Bittermandelöl, bzw. -wasser, so verschieden stark wirkte, auch wenn es nach der gleichen Vorschrift hergestellt war. Zusammen mit Apotheker *Bablmann* wies er 1821 nach, daß es durch Luftsauerstoff zerlegt würde, und daß dabei Benzoësäure entsteht [54]. Heute wissen wir, daß das Bittermandelöl Benzaldehydcyanhydrin enthält; damals schrieb man der Blausäure die Wirkung zu. Um eine gleichmäßigere Wirkung zu erhalten, war man dazu übergegangen, statt Bittermandelwasser stark verdünnte Lösungen von Blausäure einzugeben. *Grischow* verwarf in einer besonderen Abhandlung die übliche Herstellung derselben aus „blausaurem Quecksilber“ und gab eine bessere Vorschrift zur Darstellung von „Blausäure für den Arzneigebrauch“ [55].

Bei allen diesen wissenschaftlichen Arbeiten hat *Grischow* nie den gewerblichen Teil seines Berufes vernachlässigt. Er war hier ebenso sorgfältig und gewissenhaft wie bei seinen Analysen. — Besonders gern trank *Reuter* auch seinen Apothekerschnaps. „Schurr-Murr“ nannte *Grischow* diesen, weil er ihn aus sieben roten, gelben, blauen und grünen Flaschen zusammengoß [7]. Und „Schurr-Murr“ nannte *Reuter* eines seiner Bücher, in dem er mehrere, teils hochdeutsche, teils plattdeutsche kleinere Erzählungen vereinigte. *Reuter* selbst begründete diesen Buchtitel folgendermaßen [7]:

„Wat tausamen is schrapt ut de hochdütsche Schöttel,
Ut den plattdütschen Pott un den missingschen⁴⁾ Ketel.“

Ganz am Ende des Buches berichtet *Reuter* von *Grischows* „Schurr-Murr“, und so ist es wohl keine Frage, daß dieser Schnapsname Pate bei dem Buchtitel gestanden hat. *Grischow* konnte nun keinen „Schurr-Murr“ mehr mischen; er war am 17. Dezember 1860 gestorben. Seit 1861 aber lebt dieser Name durch *Reuters* Buch weiter.

Grischows Wirken ist heute so gut wie vergessen: *Schelenz* erwähnt ihn überhaupt nicht ([25] S. 896), auch die „Allgemeine Deutsche Biographie“ nicht. Andere

⁴⁾ Weil Messing eine Mischung von Kupfer und Zink ist, nennt man in Mecklenburg „Messingsch“ eine Sprache, die aus Hochdeutsch und Plattdeutsch gemischt ist.

Autoren nennen nur sein Buch über die Atmung der Pflanzen. Dies liegt wohl daran, daß *Grischow* keine grundlegend neue wichtige Entdeckung gemacht hat, sondern nur kleine Bausteine zusammengetragen hat für unser heutiges naturwissenschaftliches Weltbild. Damals wurde seine Arbeit voll anerkannt:

1819 wurde er Korrespondierendes Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle,

1822 Ehrenmitglied des Apothekervereins im nördlichen Teutschland; in diesem hat er viele Jahre den Posten als Kreisdirektor und später als Vicedirektor bekleidet,

1853 wurde er zum Ehrenmitglied des Rostocker Gartenbauvereins ernannt.

Die größte Anerkennung aber bedeutete es für ihn, daß ihn die Universität Rostock am 26. Februar 1830 anlässlich der Säkularfeier der Augsburger Konfession zum Ehrendoktor ernannte, gleichzeitig mit dem Professor *Johann Wolfgang Doeber-einer* zu Jena [56].

Als eine weitere Ehrung besonderer Art ist zu erwähnen, daß der aus einer Mecklenburger Apothekerfamilie stammende Botaniker Professor *Hermann Karsten* (1817—1908) eine von ihm entdeckte südamerikanische Melastomeen-Gattung (Ordnung Myrtales) „dem Andenken des um die Kenntnis der Ernährung der Pflanzen so hochverdienten Forschers Herrn Dr. *Grischow*“ widmete. *Karsten* hatte 1843 bis 1847 eine naturwissenschaftliche Reise nach Venezuela unternommen, wo ihm diese Pflanze mit ihren großen rotvioletten Blüten und gelben Staubfäden auffiel. Er beschreibt drei Arten dieser Gattung [57]:

<i>Grischow hirta</i>	mit abstehenden Haaren,
<i>Grischowia osbeckioides</i>	mit anliegenden Haaren und
<i>Grischowia meridensis</i> ,	die fast unbehaart ist.

Reuter zitiert in einer oben angeführten Briefstelle [42] diese Pflanze nicht ganz genau als „*Grischowia hirsuta*“. Dieser Name *Karstens* hat sich jedoch nicht eingebürgert; sie trägt heute auf Vorschlag von *Charles Victor Naudin* (1815—1899) den Namen *Monochaetum hirtum*.

Reuter selbst aber ehrte den Apotheker *Grischow* durch einen langen, warmherzigen Nachruf in der Rostocker Zeitung, der mit folgenden Worten schließt [19]:

„Der schönste Ehrenkranz aber, den ein ehrlicher und warmer Freund auf das bleiche Haupt des Hingeschiedenen drücken kann, ist die Anerkennung seiner nie ermüdenden Wohlthätigkeit — nicht jener Schillings- oder Groschen-Wohlthätigkeit, die den Empfänger demüthigt, und ohne Hülfe läßt, sondern jener, die mit überlegtem Rathe auch die Mittel zur Rettung aus drängender Noth schafft. — Wie viele arme Handwerker, wie viele nothleidende Familienväter sind mit leichtem Herzen von ihm gegangen und haben in einem angemessenen uneigennütigen Anlehen die Aussicht auf bessere Tage mit sich genommen.

Mir war er ein langjähriger, redlicher, belehrender Freund, und darum habe ich mich berufen gefühlt, seinem Andenken diese Worte der Dankbarkeit und der Freundschaft zu widmen. — Ich weiß es, eine ganze Stadt wird mit mir darin übereinstimmen.

Fritz Reuter.“

In diesem Nekrolog erwähnt *Reuter* noch eine weitere wissenschaftliche Arbeit *Grischows*:

„Im Anfang der zwanziger Jahre ... veranlaßte ihn der patriotische Verein, dessen Mitglied er seit 1821 geworden war, in Gemeinschaft mit dem Dr. *Gerke* auf Frauenmark eine Untersuchung

der verschiedenen Mergelarten des Landes anzustellen, durch welche namentlich festgestellt wurde, daß die Ansicht, in dem Mergel seien stickstoffhaltige Substanzen als *residua* früherer organischer Körper, eine irrige sei.“

Um diese Angabe *Reuters* nachzuprüfen, habe ich sämtliche Veröffentlichungen dieses Vereins (bis 1835) durchgesehen, ohne etwas von *Grischow* zu finden. Dr. *Gerke* berichtet hier häufig „Ueber den Mergel“, so z. B. 1817 [58]: „Ich habe mir vorgenommen, einige 40 Mergelarten nochmals und zwar unter Beystand eines großen Chemikers in *Goldberg* [von *Gerke* gesperrt!] der genauesten chemischen Prüfung zu unterwerfen. Dann werde ich meinen Lesern über die Urstoffe desselben mehr sagen.“

Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten veröffentlichten allerdings zwei andere Mecklenburgische Apotheker in dieser Zeitschrift, und zwar 1829 *Heinrich Ludwig von Santen* in Kröpelin „Ueber die Wirkung des Mergels auf die Gewächse“ [59], und 1834 Apotheker *Carl Heinrich Hollandt* in Güstrow über seine „Chemische Untersuchung einiger Mergelarten“ [60]. *Reuter* hatte diese beiden Aufsätze vor zwanzig Jahren gelesen. In der Gefangenschaft hatte er nämlich die ihm gebotene Gelegenheit benutzt und die „Annalen des patriotischen Vereins“ genauestens durchstudiert. Er schreibt darüber am 4. Juni 1840 an seinen Vater [61]:

„Mein Leben fließt sehr einförmig hin, obgleich nicht unbeschäftigt, und habe ich mich jetzt vorzüglich mit den Annalen abgegeben... Einzelne Aufsätze sind mir äußerst interessant und vorzüglich die vom Dr. *Gerke*... Dr. *Gerkes* erinnere ich mich noch, weil Du mich einmal in Parchim zu ihm mitgenommen hast... Vorzüglich hat mich die Mergelfrage angesprochen und glaube ich, daß *Gerke* recht hat, wenn er ihm das Wort redet, nicht aber darin, daß er dem Mergel absolut düngende Kraft beimißt, indem er den schwarzen Staub, der sich in den Mergelteilen findet, für das Residuum der verwesenen Conchilien hält.“

Während der Drucklegung dieses Aufsatzes konnte ich doch noch die von *Reuter* erwähnten Mergeluntersuchungen *Grischows* auffinden, und zwar ließ *Gerke* sie in seinem dreibändigen Werk „Landwirtschaftliche Erfahrungen und Ansichten“ (Hamburg 1822) abdrucken. Der Landwirt Dr. jur. *Heinrich Christian Gerke* war Besitzer des Gutes Frauenmark bei Crivitz. Er vertrat leidenschaftlich die Ansicht, daß „der Mergel directer Pflanzennahrungsstoff sey“. Im Jahre 1820 verpflichtete er den Apotheker *Grischow*, der damals schon durch seine Mineralquellen-Untersuchungen als analytischer Chemiker bekannt war, zu der Untersuchung von 11 verschiedenen Mergelarten. Den ausführlichen, vierzig Seiten langen Bericht bringt *Gerke* wörtlich in seinem genannten Werke (Bd. 1, S. 231—272). Neben der quantitativen Bestimmung der anorganischen Bestandteile legte *Grischow* besonderen Wert auf die Prüfung, ob organisch-gebundener Stickstoff im Mergel vorhanden sei. „Stickstoff kommt in Pflanzenkörpern so selten vor, daß man fast immer, wenn man bei chemischen Processen auf denselben stößt, mit vollem Recht befugt ist, auf das Vorhandensein thierischer Gebilde zu schließen.“ Entgegen *Gerkes* Hypothese konnte *Grischow* aber keinen Stickstoff nachweisen. — Der Mergel liefert den Pflanzen aber nicht nur lebensnotwendige chemische Stoffe, er reguliert auch die Bodenfeuchtigkeit. Deshalb stellte *Grischow* auch Untersuchungen über die physischen Eigenschaften des Mergels an, insbesondere über seine Fähigkeit, die Luftfeuchtigkeit anzuziehen, Wasser festzuhalten und Wasser verdunsten zu lassen. — *Fritz Reuter* hat sich also

nicht geirrt. Wenn *Reuter* in seinem Nekrolog an diese sonst völlig vergessenen Mergeluntersuchungen *Grischows* erinnert, so dürfen wir das als einen weiteren Beweis dafür werten, daß *Reuter* auch an *Grischows* wissenschaftlichen Arbeiten regen Anteil nahm. Auch den Apotheker *von Santen* (1798—1860) kannte *Reuter* persönlich. *Von Santen* weilte häufig in Stavenhagen zu Besuch bei seinem Onkel, der dort Pastor war. Dieser hatte *Reuter* getauft und konfirmiert, und *Santens* Cousine, die Pastorentochter *Minchen Schmidt*, hatte zusammen mit *Fritz Reuter* den ersten Schulunterricht genossen [7].

Wie schon erwähnt, ging *Reuter* 1850 nach Treptow und heiratete dort *Luise Kuntze*. Das Geld, das er als Privatlehrer verdiente, reichte nicht aus, und so suchte er sich Nebenverdienst. Am 7. Februar 1851 schrieb er davon an *Grischow* [42]:

„Meine Einnahme ist durch einen neuen Erwerbszweig, den ich mir eröffnet (Portraitmalerei), ziemlich gestiegen. Seit Weihnacht habe ich zirka 20 Taler damit verdient, und meine Stunden werfen für das nächste Quartal zirka 60 Taler ab.“

Diese Kunst hatte *Reuter* ja bei dem Apotheker *Herse* gelernt. Neben vielen anderen von *Reuter* gemalten Bildern ist auch eins erhalten, das den Apotheker *Grischow* darstellt, in Email auf einen Pfeifenkopf gemalt ([10] 3, S. 112) (s. Abb. 4).



Abb. 4

Dr. h. c. Carl Christoph Grischow
17. II. 1793 – 17. XII. 1860
nach einer Porzellanmalerei von *Fritz Reuter*
([10] 3, 112)

Daneben machte es *Reuter* Freude, allerlei lustige Begebenheiten und Anekdoten zu sammeln und zu plattdeutschen Gedichten zu verarbeiten. Diese fanden in seinem Freundeskreis großen Anklang, und so entschloß er sich, sie zu Weihnacht 1853 unter dem Titel „Läuschen un Riemels“ (Erlauschtes und Gereimtes) drucken zu lassen. Eins der bekanntesten ist [63]:

De Koppweihdag' [*Kopfschmerzen*]

,Gu'n Morgen, Herr Apteiker [*Apotheker*]! Seggen' S' mal,
Wat is woll gaud för Koppweihdag'?'
,Min Sähn, dat is de düllste Qual,
Dat is 'ne niderträchte Plag'.
Na, sett di man en Beten dal [*setze dich nur ein bißchen nieder*].
Du büst woll her ut Frugenmark [*Frauenmark, ein Gutsname*]?'
,Ja, Herr! Ick dein [*diene*] dor up den Hof.' –
,Na, sünd de Koppweihdag' denn stark?' –
,Ja, Herr! Sei maken 't gor tau groww [*grob*].' –
,Na, denn kumm her un dauh [*tbue*]
Mal irst din beiden Ogen tau. –
Süh! so is 't recht! Nü rük [*rieche*] mal swinn [*geschwind*]
All, wat du kannst, in dese Buddel 'rin.' –
De Bengel deiht ok ganz genau,
Wat hei em heit: makt irst de Ogen tau
Un rükt recht düchtig 'rinner dunn.
Bautz! föllt hei rüggings von den Staul herun.
As hei nu wedder sick besunn,
Seggt de Apteiker: ‚Sähn, nu segg:
Sünd Dine Koppweihdag' nu weg?'
,Ih, Herr, von mi is nich de Frag',
Uns' Frölen [*Fräulein*] hett de Koppweihdag'.

Das Gut Frauenmark bei Crivitz war *Reuter* als ehemaliger Besitz von Dr. *Gerke* bekannt. Da die Crivitzer Apotheke seit 1846 *Carl Wilhelm Ferdinand Grischow*, dem Sohn des Dr. *Grischow*, gehörte, dürfte dies Gedicht aus Anlaß einer *Grischow*-schen Familienfeier entstanden sein.

Im Jahre 1855 erschien *Reuters* erstes größeres Werk im Druck, „De Reis' nah Bellingen“, und er wußte keinen besseren, dem er dieses hätte widmen können, als „Seinem verehrten Freunde, dem Herrn Dr. *Grischow*, als ein Zeichen aufrichtiger Verehrung“ [64].

So kam *Reuter* in den Ruf eines Dichters, und er wurde von vielen Seiten gebeten, zu besonderen Gelegenheiten, insbesondere zu Polterabenden, Festgedichte zu schreiben. Auch zu mancher Apothekerhochzeit hat *Reuter* Gedichte verfaßt, so 1855, als der Apotheker Dr. *Wilhelm Wichmann* die Tochter *Anna* des Rittmeisters *Bluemcke* auf Mühlenhagen bei Treptow heiratete [65], und 1856 zur Hochzeit des Apothekers *Vollrath Wasmuth* in Wittenburg mit *Julie Zander*, einer Tochter des Teterower Präpositus *Zander* [66]. Als *Reuter* allerdings zehn Jahre später auf der Höhe seines Schaffens stand, lehnte er solche Gedichte grundsätzlich ab [67], so z. B. 1865 zur Hochzeit des Apothekers *Stoermer* mit einer Tochter des Apothekers *Fried-*

rich Scheel in Teterow [68]. Mit besonderer Liebe hat *Reuter* ein Gedicht zur Hochzeit von *Grischows* Tochter verfaßt, und so mag denn wenigstens der Anfang desselben hier mitgeteilt sein [69]:

Ein jedes Ding auf dieser Erden
Von zweien Seiten betrachtet kann werden.
Doch meistens ist der Mensch zu dumm,
Er kehrt das Ding nicht einmal um,
Die andre Seite auch zu beschaun,
Ob man der Sache könne trau'n.

Wer eine Apotheke sieht,
Von Ferne schon das Maul verzieht,
Nicht Heilsamkeit der Arznei,
Nein, nur ihr Bittres fällt ihm bei.

Wer ein verliebtes Pärchen sieht
Des Abends auf dem Sopha sitzen,
Der auch sogleich sein Maul verzieht;
Doch ist's kein Rümpfen, 's ist ein Spitzen,
's ist ein Schmunzeln um die Lippen,
Um auch vom Liebeskelch zu nippen.
Dort denkt er nur des Ungeschmacks,
Des Salmiaks und Theriaks
– Und darin irrt er sehr –;
Hier denkt er nur der Süßigkeiten
Von Liebesfreuden und von Hochzeiten
– Und irrt darin noch mehr –.

Kein Weihnachtsbaum zum heil'gen Christ,
Ein Erkenntnisbaum der Ehstand ist,
Nicht goldene Äpfel bloß sieht man prangen,
Auch Galläpfel sieht man dran herunterhangen,
Uns winken nicht bloß Zuckernusse,
Auch Ärgernuss' und Bekümmernüsse.
Drum gegen diese bösen Sachen
Hab' ich Remedia lassen machen,
Und diese Pillen, die Ihr seht,
Hab' eigenhändig ich gedreht.

(Zum Bräutigam)

Wenn einst Dein Weibchen mit Dir schmolzt,
Weil Du nicht so, wie sie, gewollt;
Wenn sie auf Deinen Gruß nicht dankt
Und sich schon heiser hat gezankt,
Wenn sie sich wünscht den bittern Tod
Und schon sogar mit Krämpfen droht:
Nimm ein Entreebillet zum Ball,
Drin wickle diese Pille fein,
Leg' Alles auf 'nen neuen Shawl
Und gib ihr dieses Mittel ein!
Dann wird sie wohl kuriret sein.

(Zur Braut)

Wenn einst Dein Eh'gemahl in seinem Zorn
Das ganze Haus mit Lärm durchwettert,

Wenn ihm die Fliege an der Wand ein Dorn
 Und er die Thür fast aus den Angeln schmettert,
 Wenn ihm die Suppe schmeckt versalzen,
 Ihm angebrannt der Braten riecht,
 Dann mußt dies Pulver Du entfalten,
 Gieb ihm davon, Du hast gesiegt!
 In einer vollen Flasche Wein
 (Doch ja vom besten muß er sein)
 Thu ihm ein Körnlein nur hinein,
 So wird er bei dem edeln Wein
 Recht bald ganz still und glücklich sein.

Über Beziehungen *Reuters* zu dem Treptower Apotheker habe ich bislang nichts feststellen können; doch hat *Reuter* auch diesen sicher gut gekannt. Der Treptower Apotheker *Dieterich*, geboren 1825 als Gutsbesitzerssohn zu Lindau im Hannöverschen, hatte nämlich 1853 *Luise Strilack* geheiratet, eine Tochter des Warener Apothekers *Wilhelm Strilack* (1793—1862) [70]; und diesen Warener Apotheker muß *Reuter* recht gut gekannt haben, denn er schreibt viel später, am 14. November 1864 [71]:

„Staatsrat Prof. *Schleiden* (Leben der Pflanze) sandte mir kürzlich seine Photographie mit freundlicher dedicatio zu und durch wen? – rate! – durch den Sohn des alten *Strilack* in Waren, der 6–7 Jahre im Orient gewesen und nun von einem Feldapotheker zu einem tüchtigen Naturfröschler heraufgekommen ist.“

Hat *Reuter* aber die beiden Apotheker *Strilack*, Vater und Sohn, gekannt, dann bestimmt auch die Tochter und ihren Mann, den Apotheker *Dieterich*, zumal er ja jahrelang in Treptow wohnte. Vielleicht hat er die Familie *Strilack* überhaupt nur dadurch kennengelernt, daß sie öfter bei dem Apotheker *Dieterich* zu Besuch war.

Der erwähnte Professor *Matthias Jacob Schleiden* (1804—1881) stammte aus Hamburg; er beherrschte die plattdeutsche Sprache von Jugend an und hatte daher eine besondere Freude an *Reuters* Werken. Als Professor der Botanik zu Jena schrieb er unter anderen 1852–57 ein „Handbuch der medizinisch-pharmazeutischen Botanik und botanischen Pharmacognosie“ [72].

IV.

Fritz Reuter und der Neubrandenburger Apotheker Viktor Siemerling (1823—1877)

Im Frühjahr 1856 verließ *Reuter* Treptow wieder und ging nach Mecklenburg zurück, und zwar nach dem schönen Städtchen Neubrandenburg am Tollensesee. In den sieben Jahren, die er hier verbrachte, schrieb er die Werke, die ihn in die deutsche Literatur eingehen ließen: „Kein Hüsung“, „Ut de Franzosentid“, „Hanne Nüte un de lütte Pudel“, „Ut mine Festungstid“, „Urgeschicht von Meckelnborg“ und vor allem „Ut mine Stromtid“.

In Neubrandenburg war ein geistiges Zentrum der „Verein der Freunde der Naturwissenschaften in Mecklenburg“, dem auch *Reuter* bis an sein Lebensende angehörte. Dieser für die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Mecklenburg sehr verdiente Verein war am 26. Mai 1847 in Malchin gegründet, und zwar von dem Apotheker *Grishow*, Apotheker *Friedrich Timm* in Malchin (1804—1877)

und von dem Privatgelehrten *Ernst Boll* in Neubrandenburg [73]. Hier lernte *Reuter* manchen Apotheker kennen, aber zu seinem engsten Freundeskreis gehörte neben *Grischow* nur der Apotheker Dr. *Viktor Siemerling*, der ebenfalls gleich bei der Gründung des Vereins diesem beigetreten war.

Viktor Siemerling war am 3. Februar 1823 als Sohn des Hofapothekers *Ludwig Siemerling* und dessen Ehefrau *Pauline* geb. *Meyenn* in Neubrandenburg geboren. Schon sein Urgroßvater hatte 1749 die Neue Apotheke in Neubrandenburg gekauft. Auch dieser hatte ein gastfreies Haus geführt: Der in Penzlin aufgewachsene Dichter *Johann Heinrich Voss*, der bekannte *Homer*-Übersetzer, erinnerte sich gern an die Stunden, die er während seiner Primanerzeit im *Siemerlingschen* Haus verleben durfte. Im Jahre 1849 — genau einhundert Jahre später — übernahm der Urenkel Dr. *Viktor Siemerling* die Apotheke. Im nächsten Jahre heiratete er *Ottillie Lueders*, eine Tochter des Senators *Lueders* zu Malchin; fünf Söhne und zwei Töchter entsprangen dieser Ehe [74]. Siehe Abbildung 5.

Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt *Siemerling* in Jena. Dort führte er 1848 im Laboratorium von *Heinrich Wackenroder* auf dessen Veranlassung hin einige die Bildung von Chloroform betreffende Versuche durch und veröffentlichte sie als „Beiträge zu den Darstellungsmethoden für das Chloroform“ im Archiv der Pharmacie **104** (1848) S. 23—32. Das war gerade ein sehr aktuelles Thema. Chloroform war zwar schon seit dem Jahre 1831 bekannt — damals hatten es fast gleichzeitig *Justus Liebig*, der französische Apotheker *Eugène Soubeiran* (1797—1858) und der Amerikaner *Samuel Guthrie jr.* (1782—1848) zum erstenmal hergestellt —, aber erst im November 1847 wurde es an Stelle des Äthers zum erstenmal von dem Engländer *James Young Simpson* (1811—1870) als Narkosemittel benutzt. Jetzt mußte Chloroform in größerer Menge als bisher und in großer Reinheit produziert werden. *Viktor Siemerling* überprüfte alle bekannten Herstellungsvorschriften für Chloroform und empfahl als beste, billigste und vorteilhafteste Methode das Abdestillieren einer Mischung von 1 Teil Alkohol, 1 Teil Ätzkalk, 8 Teilen Chlorkalk und 40 Teilen Wasser.

Siemerling war bekannt wegen seiner demokratischen Gesinnung. Als 1845 die beiden liberalen badischen Landtagsabgeordneten *Johann Adam von Itzstein* (1775—1855) und *Friedrich Hecker* (1811—1881) eine Reise nach Norddeutschland unternahmen, wurden sie aus Berlin und dem preußischen Staate ausgewiesen. Kurz darauf weilte der preußische König bei seinem Onkel, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, zu Besuch; sofort setzte *Siemerling* zusammen mit dem Kaufmann *Volkmann* eine Bittschrift für die beiden Badenser in Umlauf. Der Großherzog zitierte daraufhin *Siemerling* und *Volkmann* zu sich und entließ sie mit den Worten [75]: „Krämer und Apotheker müssen sich nicht um Politik kümmern!“

Als *Reuter* 1856 nach Neubrandenburg kam, vollendete er zunächst sein Werk „Kein Hüsung“, in dem er die noch an Leibeigenschaft grenzenden Zustände auf den mecklenburgischen Gütern brandmarkte. *Reuter* lag dieses Werk besonders am Herzen; aber er hatte kein Geld, um es drucken zu lassen. Und von den Besitzenden war kaum zu erhoffen, daß sie dies gegen ihre eigenen Interessen gerichtete Buch



Abb. 5

Dr. phil. Viktor Siemerling

3. II. 1823 – 1. I. 1879

nach einer Photographie

([74] S. 6)

unterstützen würden. Da fiel *Reuter* auf den Gedanken, sich an den Apotheker *Siemerling* zu wenden, der ja als fortschrittlich bekannt war. Dieser erklärte sich sofort bereit, die Druckkosten zu übernehmen, und antwortete auf *Reuters* Frage, wann er das Geld zurückzahlen müsse: „Wenn Sie soviel verdient haben, daß Sie es entbehren können“ [74].

Aus dieser ersten Begegnung entwickelte sich eine enge Freundschaft, *Reuter* kam fast täglich ins *Siemerlingsche* Haus. Oft hat *Reuter* hier seine Manuskripte zur Begutachtung vorgelesen, und wenn er dabei seine eigene Schrift nicht mehr lesen konnte, dann half *Siemerling*, der ja als Apotheker Übung im Entziffern von unleserlichen Rezepten hatte.

Mehrfach hat *Reuter* den Apotheker *Siemerling* in seinen Werken erwähnt, so in der Einleitung zu seiner „Urgeschicht von Meckelnborg“. Diese Einleitung spielt in Neubrandenburg. *Reuter* schildert in humorvoller Weise, wie er in einem unterirdischen Gang ein Manuskript findet, das die Urgeschichte von Mecklenburg beschreibt. Mit Forschungsfieber liest er darin, und als ihn ein junger Mensch stört mit den Worten: „Eine Empfehlung von Herrn Dr. *Siemerling* —“ weist er ihn kurz ab; „Grüssen's den Herrn Doktor velmal, ick hadd kein Tid, ick les' de Urgeschicht.“ Er träumt schon davon, daß er für diesen Fund ein großes Honorar, den Dokortitel und literarischen Nachruhm erhalten wird, da räumt seine Frau in seinem Arbeitszimmer auf und verkauft alles als Altpapier. Als er dies merkt, eilt er sofort zum Kaufmann; aber der hat schon das meiste zu Tüten verkleistert. „As ick äwer den Markt gah, steht de Doktor *Siemerling* vör sin Dör. ‚Mein Gott‘, seggt hei, ‚was haben Sie da unterm Arm?‘ Hei is Doktor un redt natürlich hochdütsch. ‚Verkleisterte Hoffnungen‘ segg ick nu un red ok hochdütsch, denn ick was falsch. — *Siemerling* hett nahstens seggt, ick wier em span'sch vörkamen; äwer lat *Siemerling* man 'mal tein dusend Daler un sinen Dokortitel verlieren, denn ward hei mi ok woll span'sch vörkamen“ [76].

Siemerling hatte nämlich ein großes Vermögen. An seinen Geldgeschäften verdiente er mehr als an seiner Apotheke. Das Kaufmannsgeschäft, das schon sein Urgroßvater der Apotheke angegliedert hatte, machte er zu einem selbständigen Betrieb. Er kaufte im Großen ein und belieferte viele Geschäfte am Ort und in der weiteren Umgebung. Außer mit Kolonialwaren handelte er mit Kohle, Eisen, Porzellan und Sämereien, mit allem, was die Landleute brauchten. Ihm gehörten nicht nur zahlreiche Häuser in Neubrandenburg, sondern auch das 2000 Morgen große Rittergut Arnhausen in Pommern. Die Apotheke betrieb er nur nebenher. Seit 1861 verpachtete er sie, und 1871 verkaufte er sie an seinen letzten Pächter, den Apotheker *Wilhelm Schlosser*, für 45 000 Taler. Es ist bezeichnend, daß bei *Siemerlings* Tode am 1. Januar 1879 im Kirchenbuch als sein Beruf nur „Kaufmann“ und nicht „Apotheker“ angegeben ist [77]. Er ist immer ein wohlwollender und guter Mensch gewesen. Er war auch *Reuters* Bankier, aber für *Reuter* war er eben mehr: einer seiner besten Freunde.

Im Juni 1863 verließ *Reuter* Mecklenburg und zog nach Eisenach, an den Fuß der Wartburg. Kurz vorher erlebte er noch eine große Freude: Die Universität Rostock ernannte ihn zum *Doctor honoris causa* anlässlich der fünfzigsten Wiederkehr des Tages der Völkerschlacht bei Leipzig. Deshalb hebt das Doktordiplom vor allem *Reuters* Werk „Ut de Franzosentid“ als Begründung hervor. Was hier aber besonders interessiert, ist die Tatsache, daß der erste Anstoß zu dieser Ehrung von dem Professor für Chemie und Pharmazie Dr. *Franz Ferdinand Schulze* [78] ausging.

Von Eisenach aus entspann sich ein lebhafter Briefverkehr nach Mecklenburg. Gleich der erste Brief, der erhalten ist, ging an Apotheker *Siemerling* [79]. Schon nach einem Vierteljahr bat *Reuter* ihn, ihm 300 Taler gegen einen langfristigen Wechsel zu leihen. Als er nach vierzehn Tagen noch keine Antwort hatte, schrieb er ihm ganz entrüstet [80]:

Was heißt mich das, mein Kind, mit Dich?
 Du bist mich doch nich krank?
 Du schickst mich nich, Du schreibst mich nich,
 Ist das wohl Freundes Dank?
 Sollt' mein Kredit gesunken sein?
 Du hast ja Wechsel da!
 Die Freundschaft abgestunken sein,
 Weil ich Dir nicht mehr nah?
 Ich muß darob verwundert sein,
 Daß noch das Geld nicht kam;
 Schick' schleunigst die 300 ein,
 Ich bin zum Tode lahm.
 Oh, heil'ger *Viktor*, spüte Dich,
 Erhör' mein ängstlich Flehn!
 Sonst, Heiliger, vermute ich,
 Ich muß zum Teufel gehn.

Im nächsten Frühjahr kam *Reuter* schon wieder mit einer großen Bitte: er wollte gern eine Gesellschaftsreise nach Konstantinopel mitmachen und bat *Siemerling* für diesen Zweck um 500 Taler, die er auch prompt erhielt. Er bedankt sich bei ihm mit den Worten, die am Anfang der Arbeit zitiert wurden [1]. Von dieser Reise brachte er dem Apotheker *Siemerling* einige Stalaktitenstückchen aus der wunder-vollen Adelsberger Höhle mit und ein paar Versteinerungen aus dem Monte Bolco bei Verona, außerdem einen türkischen Viertelpiaster für seine Münzsammlung [81]. Über diese Orientreise hat *Reuter* sein letztes Buch geschrieben. Im 5. Kapitel dieses Buches, als „Herr Groterjahn“ und „Herr Nemlich“ sich in Wien über ihren nächsten Reisetag unterhalten, setzt *Reuter* seinem Freund *Siemerling* mit folgenden Worten ein Denkmal [82]:

„Also von hir reisen wir nun über den großen Siemerling.“ – „Bitte um Entschuldigung, es heißt »Sömmering«.“ – Dor kamm hei nu äwer schön an: Herr *Groterjahn* hadd sick woll markt, wo sine Fru em mit dat Popoläum [soll Propyläen beißen] aftrumpft hadd, un wat sei kunn, kunn hei ok un müßte hei ok, hei säd' also: „Sömmering ist meines Wissens gar kein Name, aber Siemerling ist ein Name, ich habe viele Geschäfte mit dem Dokter *Siemerling* in Neu-brandenburg gemacht, und so werden Sie mir doch wohl erlauben, daß ich *Siemerling* sage.“

V.

Rückblick

So tauchen alle die Apotheker, denen *Reuter* im Leben begegnete und an die er dankbaren Herzens dachte, in seinen Dichtungen wieder auf. Einen Apotheker hat *Reuter* allerdings nicht einem seiner Freunde nachgezeichnet: den Apotheker „*Triddelfitz*“ in Rahnstädt. Dieser Apotheker selbst bleibt auch ganz im Hintergrunde; er wird von *Reuter* nur mehrmals als Vater des Landwirtschaftseleven „*Fritz Triddelfitz*“ genannt, der viele dumme Streiche anstellt. Das lebendige Vorbild für diese Romangestalt war nach *Gaedertz* [83] *Karl Traebert*, der zusammen mit *Reuter* Volontär auf dem Gut Thalberg war. Aber *Traebert* war kein Apothekerssohn, sondern der Sohn eines Oberförsters in Golchen. Demnach trifft auch das häufig zitierte Wort des Inspektors *Bräsig* keinen bestimmten Apotheker, wenn er von „*Fritz Trid-*

delfitz“ sagt [84]: „Der Windhund hat übersnappt. Aptekers sollen männiglich übersnappen, und wenn sich das mannich auf die Kinder vererbt.“ Damit hat *Reuter* seinem Inspektor *Bräsig* ein Wort in den Mund gelegt, das wohl bei uns allen ein liebevoll verstehendes Schmunzeln hervorruft.

Am 12. Juli 1874 starb *Fritz Reuter*; aber im ganzen deutschen Volk und besonders bei den Mecklenburgern lebt er weiter. An vielen Orten ist ihm ein Denkmal gesetzt. Auch die Apotheker halten die Erinnerung an ihn wach. Der Nachfolger des Apothekers *Grischow*, *Wilhelm Rieck*, nannte seine Apotheke in *Stavenhagen* „Fritz-Reuter-Apotheke“. Als *Rieck* 70 Jahre alt war, übertrug er die Leitung dem Apotheker *Johannes Piper*. Dieser bekam nach wenigen Jahren die Konzession zur Eröffnung einer neuen Apotheke in *Rostock* und gab dieser Apotheke ebenfalls den Namen unseres Dichters. Dies ist um so bemerkenswerter, als *Piper* kein gebürtiger Mecklenburger ist, sondern aus *Breslau* stammt, und *Reuters* Werke wohl erst in seiner *Stavenhäger* Zeit kennengelernt haben wird. Eine wesentliche Rolle wird bei der Namensgebung der Rostocker Apotheke gespielt haben, daß sie an der Ecke der *Doberaner* und *Fritz-Reuter-Straße* liegt. Denn auch in *Schwerin* liegt die 1907 von Apotheker *Rudolf Losehand* begründete, später *Neckelsche* *Fritz-Reuter-Apotheke* an der Ecke *Wittenburger* und *Fritz-Reuter-Straße*. Apotheker *Ihlefeld* eröffnete nach dem Weltkrieg eine zweite Apotheke in *Teterow* und gab ihr denselben Namen; doch konnte sich diese dort neben der *Ratsapotheke* nicht halten. Als im Jahre 1953 die Staatlichen Poliklinik-Apotheken wieder ihren alten oder einen neuen Firmennamen annahmen, kamen noch zwei *Fritz-Reuter-Apotheken* hinzu: in *Dömitz*, wo *Reuter* ein Jahr seiner Festungszeit verbracht hatte, und in *Güstrow* die ehemalige *Dr. Hollandts Apotheke*.

Lassen wir alle diese Apotheker um *Fritz Reuter* noch einmal vor unserem geistigen Auge vorbeiziehen, so haben wir in ihnen die Entwicklung des ganzen Berufsstandes im vorigen Jahrhundert vor uns. Vor dieser Zeit sind die Mecklenburger Kleinstadtapotheken die Einrichtungen, die natürlich Arzneien zubereiten, aber in der Hauptsache mit vielen anderen Waren, darunter vornehmlich Gewürzen, Handel treiben. Eine wissenschaftliche Ausbildung war dafür weder nötig noch üblich. Apotheker *Herse* ist typisch für diese Zeit. Auch der Vater *Grischow* hat als Sohn des Ivenacker Schmiedemeisters keine größeren Fachkenntnisse besessen, ebenso der erste Apotheker *Siemerling*, dessen Vater Zinngießer in *Schwerin* war [85].

Um 1800 herum wurden die Apotheker immer mehr zu Arzneimittelherstellern und -forschern und zum Vermittler der naturwissenschaftlichen Bildung in den Kleinstädten. Sie begannen mit dem Studium an der Universität *Rostock*, wo seit 1812 ein Apotheker als Professor der Pharmazie lehrte. Manche wissenschaftliche Arbeit wurde damals auch in Mecklenburger Apotheken geleistet. *Carl Christoph Grischow* ist ein Musterbeispiel dafür, aber auch die Apotheker *Scheibel* in *Teterow*, *Spaarmann* in *Stavenhagen*, *von Santen* in *Kröpelin* und *Strilack* in *Waren*. Weiterhin mögen hier kurz erwähnt sein der Apotheker *Kirchhoff* aus *Teterow*, der 1811 die Verzuckerung der Stärke entdeckte, *cand. pharm. Alms* in *Penzlin*, der 1830 (wie auch

Apotheker *Kabler* in Düsseldorf im gleichen Jahr) das Santonin isolierte, und der aus einer Mecklenburger Apothekerfamilie stammende Apotheker *Gaedcke* in Dömitz, der 1854 als erster in seinem „Erythroxylin“ ein Gemisch der Koka-Alkaloide gewann und damit dem Hauptprinzip der Koka-Blätter recht nahe gekommen war [86].

Die Herstellung neuer Arzneimittel erforderte immer mehr Apparaturen; sie ging daher am Ende des vorigen Jahrhunderts allmählich an die chemischen Fabriken über. Die Apotheke wurde zur Zubereitungsstätte von Arzneien aus fertig bezogenen Grundstoffen und weiterhin sogar zur Abgabestelle von Arzneifertigwaren. *Viktor Siemerling* zeigt diese Entwicklung vom Wissenschaftler zum Kaufmann. Als wirklichkeitsnaher und fortschrittlich denkender Mensch trennt er seine Apotheke vom Kaufmannsgeschäft. Das letztere übernimmt er selbst als das rentabelste der beiden Unternehmen. Auch andere Apotheker, die die wirtschaftliche und technische Entwicklung überblickten, zogen diese Konsequenz, wie Apotheker *Friedrich Witte* in Rostock, der 1862 seine ererbte Apotheke verkaufte und die chemische Fabrik selbst übernahm [15].

So betrachtet, gibt die Beschäftigung mit den „Apothekern um Fritz Reuter“ ganz allgemein ein Bild von der Entwicklung des Mecklenburgischen Apothekenwesens im vorigen Jahrhundert, über die ich an anderer Stelle ausführlicher berichten werde.

SCHRIFTTUM

- [1] *Reuter, Fritz*, Brief an *Siemerling* vom Februar 1864.
- [2] *Deutsches Geschlechterbuch* 57 (Görlitz 1928) S. 369–378: Stammfolge Reuter II.
- [3] *Reuter, Fritz*, Herr von Hakensterz und seine Leibeigenen (Rostock 1949) S. 93.
- [4] *Dornblueth, Albert Ludwig*, Die Medicinalordnung im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (Güstrow 1840) S. 312.
- [5] Ebenda S. 325–326.
- [6] *Willgeroth, Gustav*, Die Mecklenburgischen Aerzte (Schwerin 1929) S. 202.
- [7] *Reuter, Fritz*, Schurr-Murr, Meine Vaterstadt Stavenhagen. Wismar u. Ludwigslust 1861.
- [8] *Ebert, Hermann*, Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke (Güstrow 1874) S. 11, 20 u. 21.
- [9] *Seelmann, Wilhelm*, Aus mecklenburgischen Einwohnerlisten: Niederdeutsches Jahrb. 36 (1910) 52 Nr. 27.
- [10] *Gaedertz, Karl Theodor*, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. 3 Bde. Wismar 1896–1901. – 3 (1901) S. 32–36.
- [11] Vgl. [8] S. 29–39.
- [12] Kirchenbuch Ivenack, Konfirmandenregister 1787.
- [13] Kirchenbuch Ivenack, Taufregister 1775 Nr. 15.
- [14] Vgl. [9] Nr. 2.
- [15] *Witte, Friedrich Carl*, Lebenserinnerungen (Rostock 1938) 1 S. 11.
- [16] Kirchenbuch Bützow, Trauregister 1798.
- [17] *Lorenz, A. F.*, Baugeschichtliches aus Stavenhagen: Mecklenburg, Z. d. Heimatbundes Meckl. 12 (1917) S. 73–74.
- [18] Kirchenbuch Ivenack, Sterberegister 1798.
- [19] *Reuter, Fritz*, Dr. Carl Christoph Grischow: Rostocker Zeitung 1861, Nr. 112 vom 14. Mai 1861.
- [20] Jubiläumsfirmen der Mecklenburgischen Handelskammer. Rostock 1928.
- [21] *Reuter, Fritz*, Olle Kamellen I. Ut de Franzosentid. Wismar und Ludwigslust 1860.
- [22] *Gaedertz, Karl Theodor*, Erzählender Führer durch die Fritz-Reuter-Ausstellung im Künstlerhause zu Berlin. Berlin 1910.
- [23] Vgl. [8] S. 50.
- [24] *Danneil, Eduard*, Chronik der Burg und Stadt Penzlin (Penzlin 1873) S. 65.
- [25] *Reuter, Fritz*, Brief an *Marie* und *Helene Scheibel*-Kiel vom 21. April 1863.
- [26] Vgl. [6] S. 417–418.
- [27] *Spaarmann, Christian Friedrich*, De oleo jecoris aselli. Diss. Rostock 1826.
- [28] *Schelenz, Hermann*, Geschichte der Pharmazie (Berlin 1904) S. 661.
- [29] *Gaedertz, Karl Theodor*, Fritz Reuter in Jena: Reuter-Kalender 3 (1910) S. 75.
- [30] *Reuter, Fritz*, Brief an den Vater vom 8. August 1836.
- [31] *Reuter, Fritz*, Brief an den Vater vom 20. Januar 1840. – Siehe *R. Zaunicks* Arbeit über *F. Gaedcke* in dieser Nummer 2 der „Beiträge“ S. 15 Anm. [19].
- [32] *Weltzien, Otto*, Fritz Reuters Leben in seinen Briefen (Leipzig o. J.) S. 329.

- [33] Reuter, Fritz, Brief an *Lembke-Luttersdorf* vom 26. Oktober 1860.
- [34] Reuter, Fritz, Brief an den Vater vom 1. August 1840.
- [35] *Liebig, Justus von*, Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. Braunschweig 1840.
- [36] Reuter, Fritz, Olle Kamellen III–V. Ut mine Stromtid (Wismar u. Ludwigslust 1863/64) Kap. 15.
- [37] Ebenda Kap. 10.
- [38] Vgl. [10] 2 (1897) S. 146.
- [39] Mitt. von Herrn Apotheker *Hermann Hollandt* 1953.
- [40] *Seelmann, Wilhelm*, Der Stavenhagener Reformverein: Niederdeutsches Jahrb. 36 (1910) S. 43–45.
- [41] Reuter, Fritz, Brief an *Grischow* vom 29. März 1851.
- [42] Reuter, Fritz, Brief an *Grischow* vom 7. Februar 1851.
- [43] Vgl. [10] 2 (1897) S. 134–135.
- [44] *Witte, Friedrich*, Biographisches Denkmal für Dr. *Grischow*: Arch. Pharmaz. 157 (1861) S. 89–91.
- [45] Reuter, Fritz, Brief an *Jennings* vom Mai 1861.
- [46] *Hofmeister, Adolph*, Die Matrikel der Universität Rostock. 5 Bde. Rostock 1889–1912. – 5 (1912) Sp. 74a.
- [47] *Grischow, Carl Christoph*, Physikalisch-chemische Untersuchungen über die Athmungen der Gewächse und deren Einfluß auf die gemeine Luft. Leipzig 1819. XIV, 225 S. 8°.
- [48] Derselbe, Ueber die chemische Veränderung des Luftkreises durch das Gewächslieben: (*Schweiggers und Meinelkes*) Jahrb. d. Chemie u. Physik 1 (1821) S. 449–461.
- [49] Derselbe, Ueber Respiration der Pflanzenblätter: J. f. prakt. Chemie 34 (1845) S. 163–172.
- [50] Derselbe, Chemische Untersuchung des eisenhaltigen Quellwassers zu Stavenhagen: (*Schweiggers und Meinelkes*) J. f. Chemie u. Physik 27 (1819) S. 253–278.
- [51] Derselbe, Ueber Fällung der Eisensalze durch Schwefelwassersoffluft [!]: ebenda 27 (1819) S. 185–191.
- [52] *Pfaff, Christoph Heinrich*, Untersuchungen über verschiedene Reagentien: [48] 3 (1821) S. 473–480.
- [53] *Grischow, Carl Christoph*, Untersuchung der Mineralquelle Hohen-Büssow (Hohen-Brünzow) bei Demmin/Pommern: Berl. Jahrb. 33, I, S. 102, zitiert nach (*Buchners*) Repertorium f. d. Pharmazie 50 (1835) S. 403.
- [54] *Grischow und Bahlmann*, Benzoessäure im Bittermandelöl: ebenda 23, S. 158, zitiert nach *Buchners* Repertorium 14 (1822) S. 373.
- [55] *Grischow, Carl Christoph*, Ueber Blausäure für den Arzneigebrauch: Vgl. [48] 3 (1821) S. 324–329.
- [56] Vgl. [46] 5 (1912) S. 125.
- [57] *Karsten, Hermann*, Auswahl neuer und schön blühender Gewächse Venezuelas. Berlin 1848.
- [58] *Gerke*, Der Mergel: Neue Annalen Mecklenburg. landwirtschaftl. Ges. 4 (1817) S. 624.
- [59] *Santen, Heinrich Ludwig von*, Ueber die Wirkung des Mergels auf die Gewächse: ebenda 16 (1829) S. 597–603.
- [60] *Hollandt, Carl Heinrich*, Chemische Untersuchung einiger Mergelarten: ebenda 19 (1834) S. 192–197.
- [61] Reuter, Fritz, Brief an den Vater vom 4. Juni 1840.
- [62] Reuter, Fritz, Brief an Frl. *Grischow* vom Karfreitag 1862.
- [63] Reuter, Fritz, Läschen un Riemels (Treptow 1853) Nr. 36.
- [64] Reuter, Fritz, De Reis' nah Bellingen. Treptow 1855.
- [65] Vgl. [10] 2 (1897) S. 112–116.
- [66] *Gaedertz, Karl Theodor*, Im Reiche Reuters (Leipzig 1905) S. 94.
- [67] Ebenda S. 102.

- [68] Kirchenbuch Teterow, Trauregister 1865.
- [69] Vgl. [10] 2 (1897) S. 116–118.
- [70] Deutsches Geschlechterbuch 15 (Görlitz 1909) S. 489: Stammfolge Zickermann.
- [71] Reuter, Fritz, Brief an Pastor Boll vom 14. November 1864.
- [72] Pritzel, G. A., Thesaurus literaturae botanicae (Leipzig 1872) S. 283.
- [73] Geinitz, E., Die Entwicklung des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg (Güstrow 1897) S. 2.
- [74] Vitense, Otto, 175 Jahre Siemerling. Neubrandenburg 1931.
- [75] Wendt, Karl, Geschichte der Vorderstadt Neubrandenburg (Neubrandenburg 1922) S. 166.
- [76] Vgl. [10] 1 (1899) S. 65–66.
- [77] Kirchenbuch Neubrandenburg, Sterberegister 1879.
- [78] Vgl. [8] S. 260–262. – Über F. F. Schulze siehe die vorangehende Arbeit von R. Zaunick über F. Gaedcke in dieser Nummer 2 der „Beiträge“ S. 10f.
- [79] Reuter, Fritz, Brief an Siemerling vom 29. Juni 1863.
- [80] Reuter, Fritz, Brief an Siemerling vom 10. Dezember 1863.
- [81] Reuter, Fritz, Brief an die Freunde in Neubrandenburg vom Mai 1864.
- [82] Reuter, Fritz, Olle Kamellen VII. De Reis' nah Konstantinopel (Wismar u. Ludwigslust 1868) Kap. 5.
- [83] Vgl. [66] S. 30.
- [84] Vgl. [36] Kap. 20.
- [85] Grotefend, Die Schweriner Zinngießer bis 1800: Jahrb. Ver. mecklenburg. Gesch. u. Alterthumsk. 77 (1912) S. 115–117.
- [86] Zaunick, Rudolph, Zur Vorgeschichte der Kokain-Isolierung: Der Dömitzer Apotheker Friedrich Gaedcke (1828–1890): s. diese Nr. 2 der „Beiträge“ S. 5–16.

Anschrift des Verfassers: Carl Lüdtkke, Apotheker und Lebensmittelchemiker
Güstrow/Meckl., Fritz-Reuter-Apotheke

Zur Biographie Alt-Berliner Apotheker

Pharmaziegeschichtliches aus der Leichenpredigtsammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin

Von
MANFRED STURZBECHER

I.

Zur Soziologie der Berliner Apotheker vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert

Bis zum heutigen Tage besitzen wir noch keine Geschichte des Berliner Apothekenwesens. Die Studie von *H. Gelder* [1] „Zur Geschichte der privilegierten Apotheken Berlins“ enthält in der Hauptsache familien- und besitzgeschichtliche Angaben. Auch die neun Darstellungen der Vergangenheit einzelner Berliner Apotheken [2] bis [10] bringen nur vereinzelt Nachrichten über die gesellschaftliche Stellung der Berliner Apotheker. Die Geschichte der Pharmazie muß in der Zukunft mehr als bisher die Vergangenheit des Apothekerberufes unter soziologischen und wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten betrachten. Nur wenn man die Vergangenheit des Apothekenwesens in den Rahmen des allgemeinen historischen Geschehens stellt, wird sich die Geschichte der Pharmazie als eine besondere Disziplin in die Geschichtswissenschaft einbauen lassen. Der Pharmaziehistoriker muß bei seinen Arbeiten immer das wissenschaftlich-kaufmännische Doppelgesicht des Apothekerberufes vor Augen haben. Er sollte diesem Umstand Rechnung tragen. Die Pharmaziegeschichte muß sowohl Wirtschafts- und Sozialgeschichte als auch Wissenschaftsgeschichte sein.

Besondere Beachtung bei der Erforschung unseres Berufes muß die Tatsache finden, daß in den verschiedenen historischen Epochen und in den einzelnen Landschaften die Apotheken und der Apothekerstand große Wesensunterschiede aufzuweisen haben.

Im „Deutschen Wörterbuch“ der Gebrüder *Grimm* [11] heißt es unter dem Stichwort Apotheke: „eigentlich behälter, speicher überhaupt, wurde im mittelalter eingeschränkt auf die niederlage von spezereien und arzneien“. (Vgl. auch [12] und [13].) In der Literatur wird immer wieder darauf hingewiesen, daß man bei den älteren Angaben über Apotheken und Apotheker nie mit Sicherheit sagen kann, ob es sich um Apotheken im heutigen Sinne handelt [14] [15] [16] [17]. Wann der Übergang der Bezeichnung „Apotheker“ auf den Arzneihersteller im Sinne des heutigen Wortes Apotheker erfolgte, ist landschaftlich sehr unterschiedlich. *Alfred*

Schmidt ([18] S. 25) berichtet, daß in Köln am Rhein, als in den Schreinsbüchern zum erstenmal das Wort *apothecarius* auftaucht, diese Bezeichnung vom Schreiber erläutert wird als „den cremere“. Für Köln glaubt *Schmidt* annehmen zu können, daß bereits im 13. Jahrhundert „die Apotheke im heutigen Sinne eingebürgert war“ ([18] S. 22). *Preisigke* ([16] S. 223 Sp. 2) sagt: „Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde es nach und nach Brauch, unter ‚Apotheke‘ nur diejenigen Läden zu verstehen, in denen Arzneistoffe, Gewürze und feine Eßwaren, Kräuter, Sämereien, Wachs, Seide, Papier, Salpêter und Drogen aller Art zum Verkauf gestellt wurden. Erst mit dem 15. und 16. Jahrhundert wurde es die Hauptaufgabe der Apotheken, Arzneien anzufertigen und zu verkaufen.“ In der Mark Brandenburg hat sich die alte Bedeutung des Worts Apotheke noch bedeutend länger gehalten. *Moehsen* (1722—1795) berichtet 1781: „In der Mark ist im gemeinen Sprachgebrauch noch bis jetzt gewöhnlich, daß die Laden, worin Materialwaaren verkauft werden, Apotheken, und die wirklichen Apotheken zum Unterschied, *Medizinapotheken*, und in Preußen und andern Ländern *Doktorapotheken* genant werden“ [19] S. 376. Schon im Jahre 1725 war gegen diesen Sprachgebrauch gesetzlich vorgegangen worden. Im Preußischen Medizinaldikt vom 27. September 1725 heißt es unter der Überschrift „Materialisten-Laden“: „16) Endlich wollen Wir auch die in Unsern Residenzien auch anderswo eingeschlichene übele Gewohnheit, daß die Materialisten-Laden und andere Krahm-Buden, Apotheken genannt werden, gänzlich abgeschafft wissen, und verordnen zu dem Ende, daß jeder Apotheker über seine Apotheke schreiben lasse: Privilegirte Apotheke; und hingegen jeder Materialiste über seinen Laden: *Materialisten-Laden* oder *Gewürz-Krahm*“ [20]. Aus der Bemerkung *Moehsens* sehen wir aber, daß in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts „die übele Gewohnheit“ in den brandenburgischen Ländern noch Sitte war.

Auf die frühe Geschichte und die Vorgeschichte des Apothekenwesens hat *A. Schmidt* [21] aufmerksam gemacht. Hier kann auf die verwickelten Probleme nicht näher eingegangen werden. Es mußte an dieser Stelle aber darauf hingewiesen werden, daß die Entstehung des Apothekenwesens im Mittelalter nicht allein aus der Entwicklung des Gesundheitswesens zu erklären ist. Handels- und wirtschaftspolitische Ursachen werden bei dem Entstehen des Apothekenwesens eine nicht geringe Rolle gespielt haben. Dieses Problem muß an dieser Stelle aufgezeigt werden, da für das Verständnis des frühen Berliner Apothekenwesens die handelsgeschichtliche Wurzel der Apotheke von Wichtigkeit ist. Die „Apotheke“ im ursprünglichen Sinne des Wortes bekommt in dem Augenblick eine erhöhte Bedeutung, in welchem durch die Kreuzzüge der Drogen- und Gewürzhandel mit dem Orient intensiviert wird und in den mittel- und westeuropäischen Städten ein Massenbedarf an diesen Waren einsetzt. Die Entwicklung der Stadt — die in Deutschland als zwischenstaatliches Gebilde während der Stauferzeit und des Interregnums aufblüht — ist für das Apothekenwesen von großer Bedeutung. In den großen Handelsstädten Deutschlands entstehen daher auch die ersten Apotheken.

Auch die Gründung von Hofapotheken ist nicht nur aus der Sorge der Fürsten und Herren um die Gesundheit zu verstehen. Das Verlangen der Feudalgesellschaft

nach fremdländischen Gewürzen, Konfekt, Spirituosen usw. wird für die Errichtung von Hofapotheken eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Das in den Rechnungen des Berliner Hofapothekers *Johann Tempelhoff* aus den Jahren 1468 und 1469 aufgeführte Konfekt dürfte in diesen Massen kaum als Arznei verwandt worden sein. Auch die bezogenen Zuckerhüte können nicht als Arzneimittel angesehen werden [22]. Der Handel mit Konfekt und Zuckerwaren war in Berlin bis ins 17. Jahrhundert ein Monopol der Apotheken. 1620 wird in einer Urkunde für *Földerich* noch das Monopol der Apotheken für Zucker und Konfekt ([19] S. 378) ([23] S. 211) bestätigt. Aber kurz darauf muß dieses Monopol beseitigt worden sein, denn 1642 erwirbt ein Zuckerbäcker für 5 Taler in Berlin das Bürgerrecht [24]. Daß die Zuckerbäckerei nicht nur in Berlin zu den Arbeitsgebieten des Apothekers gehörte, zeigt *Urdangs* Studie „Die geschichtliche Entwicklung des Arbeitsgebietes des Apothekers“ [25].

Auf die Entwicklung der Apotheke aus dem Gewürzhandel im mittelalterlichen Südwestdeutschland hat *A. Wankmüller* kürzlich hingewiesen [25a] und betont, daß die Erforschung des Problems Apotheker — Kramer in Angriff genommen werden muß. In Frankreich bestand bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine enge Verbindung zwischen Apotheke und Gewürzhandlung, wie *K. Sappert* [25b] nachweist. Neuerdings hat sich *Daems* [25c] mit dem Problem der Termini technici *apoteca* und *apotecarius* beschäftigt und kommt zu dem Schluß, daß in Süditalien und Südfrankreich der Bedeutungswandel des Wortes Apotheke — von Speicher zu Arzneimittelherstellungsstätte — sich am Anfang des 12. Jahrhunderts vollzogen hat, während nördlich der Alpen dieser Vorgang sich erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts abspielt, in den Niederlanden sogar erst im 16. Jahrhundert.

In Berlin wurde bis ins 18. Jahrhundert von den Apothekern mit den verschiedensten Materialwaren, d. h. mit Kräutern, Gewürzen, Konfitüren, Wachs, Spirituosen usw. gehandelt. Nachdem im Jahre 1712 der Berliner Hofapotheke durch das Hofapothekenreglement verboten worden war, mit Materialwaren zu handeln [26], erfolgte 1725 auch für die anderen Apotheken ein solches Verbot [27], welches aber nach einigen Jahren wieder aufgehoben wurde [28]. Nach dem Tode *Friedrichs II.* (1786) war in Brandenburg der Handel mit Materialwaren durch die Apotheker immer noch üblich. In einer Denkschrift des Apothekers *Baerensprung* aus dem Jahre 1787 heißt es: „daß den Apothequern nach wie vor erlaubt sey, allerhand Materialien und Gewürzte zu verkauffen. Wenn nun zwar die wenigsten Apothecker hiesiger Residentzien von dieser Erlaubnis Gebrauch machten, so bliebe ihnen doch ihr dazu habendes Recht nicht unbenommen“ [29].

Die hier aufgeführten Tatsachen zeigen den Ursprung der Apotheken auch aus dem Gewürzkram. Die Versorgung der Bevölkerung mit ausländischen Gewürzen und ähnlichen Luxuswaren war in Berlin bis zum 18. Jahrhundert neben der Arzneiherstellung eine Aufgabe der Apotheken.

II.

Zur „Zunft“-Frage

Da die Entwicklung des Berliner Apothekenwesens eng mit der Handelsgeschichte verknüpft ist, müssen wir uns noch mit der Stellung des Apothekers im Berliner Handel beschäftigen. Über die Organisation des Handels in Berlin sagt einer der besten Kenner der Berliner Wirtschaftsgeschichte, *Hugo Rachel*: „In der ansässigen bürgerlichen Handelswelt sind ursprünglich zwei Gruppen scharf zu unterscheiden: Kaufleute und Kramer. Kaufleute waren nur solche, die die Handlung ordnungsgemäß gelernt hatten und zum Handel im großen und im kleinen privilegiert waren. Dazu rechneten die Tuchhändler oder Gewandschneider, die eine alte und angesehene Gilde bildeten und die — Apotheker, die neben dem Handel mit Medikamenten auch den mit Gewürz und Materialwaren, Drogen, Spirituosen, Konfitüren udgl. betrieben. Die Apotheker waren immer nur Einzelprivilegierte, niemals organisiert, aber sie galten als Kaufleute, weil sie die dazu nötigen Erfordernisse besaßen“ [30]. In Berlin haben die Apotheker also keine Zunft oder Gilde gebildet. Sie haben in der Regel auch keiner anderen Zunft angehört.

Da unlängst einmal von einer „Zunftperiode“ in der Geschichte des deutschen Apothekenwesens geschrieben wurde [31] und Schlagworte, ohne nachgeprüft zu werden, gerne übernommen werden, soll an dieser Stelle die „Zunft“-Frage der deutschen Apotheker erörtert werden.

Häfliger berichtet: „Zu Basel waren die Apotheker, lebenslänglich und zwangsweise, zünftig auf der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Krämerzunft, später (1372) zum Safran geheißenen“ ([32] S. 113). Aber auch in Basel macht sich eine Sonderstellung der Apotheker im Gewerbeleben bemerkbar, denn nicht die Zunft, sondern der Rat der Stadt übte die Aufsicht über dieses Gewerbe aus.

Auch in anderen Städten lassen sich hier und da Apotheker als Zunftgenossen nachweisen. Jedoch ist im allgemeinen der Apotheker nicht zünftig gewesen. *Adlung* sagt in seiner Geschichte des Berliner Apothekervereins ([33] S. 7): „In früheren Zeiten haben sich alle Gewerbetreibenden mit Ausnahme der Apotheker zur Wahrnehmung ihrer Interessen zu besonderen Vereinigungen, Zünften oder ähnlichen Einrichtungen zusammengeschlossen. Da die Apotheker wegen ihrer geringen Anzahl keine Zunft bilden konnten, und sich, von einigen Fällen abgesehen, keiner bestehenden Zunft anschließen wollten, waren sie auf sich selbst angewiesen.“ Aus der Steiermark berichtet *Schniderschitsch* ([34] S. 99): „Von Gilden oder Genossenschaften, denen die Apotheker Steiermarks in den einzelnen Städten — allenfalls gemeinsam mit Meistern verwandter Gewerbe — angehört hätten, ist nichts bekannt.“ Über die Verhältnisse in Köln am Rhein sagt *Schmidt* ([18] S. 34): „Während in anderen deutschen Städten, wie in Freiburg und Zürich, die Apotheker der Krämerzunft angehörten, fehlen sie im Verbundbrief von 1396, welcher die verschiedenen Zünfte oder Ämter aufführt. Sie mußten lediglich das

Bürgerrecht erwerben und sich dann bei einer Gaffelgesellschaft¹⁾ einschreiben lassen, deren Wahl ihnen frei stand.“ In einer so bedeutenden Handelsstadt wie in Köln am Rhein standen also die Apotheker auch außerhalb der Zunftverbände und Gildengemeinschaften.

Wenn seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in der Ulmer Schmiedezunft Apotheker neben Geistlichen, Lehrern und Buchbindern auftauchen [78], so weist dies auf die politische Natur der Zunftzugehörigkeit. Anders scheinen die Verhältnisse in den Niederlanden zu liegen [79, 80], wo unter französischem Einfluß sich Apothekergilden bildeten und die Apotheker auch in den Städten, in denen solche Gilden nicht bestanden, zunftpflichtig waren.

In *Adlung-Urdangs* „Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie“ heißt es zur Zunftfrage ([35] S. 237): „Die geringe Anzahl der Apotheken im mittelalterlichen Deutschland schloß die Bildung eigener pharmazeutischer Zünfte aus, und so waren und wurden die Apotheker vielfach gezwungen, sich einer bestehenden Zunft anzuschließen. Handelte es sich dabei um besonders angesehene Zünfte, wie die Safranzunft in Basel oder die Hansegrebengilde in Kassel, so wird der Beitritt gern geschehen sein.“

Über die Apothekerzünfte in Frankreich hat *K. Sappert* [25b] ausführlich berichtet. Bei seinen Studien zur Zunftfrage kam er zu dem Ergebnis: „Es hat also in Deutschland keine Apothekerzunft gegeben, auch keine gemeinsame Korporation von Apothekern mit Ärzten und Chirurgen...“ Auch *Wankmüller* kommt in seiner Untersuchung [25a] auf die Zunftfrage zu sprechen. Er sagt: „Zwar liegen nur spärliche Angaben in der Literatur über die Frage der Zunftzugehörigkeit des Apothekers vor. Es ist jedoch anzunehmen, daß in der Mehrzahl der Reichsstädte in Südwestdeutschland die Apotheker im Spätmittelalter zunftpflichtig waren.“ Die allgemeine Zunftpflicht der Apotheker in Südwestdeutschland kann *Wankmüller* nicht nachweisen. *Dieckmann* weist in seiner Untersuchung „Geschichte und Probleme der Apothekerausbildung in erster Linie in Frankreich und Deutschland“ ([37a] S. 14) auf den Unterschied in der Organisation des Apothekenwesens hin und zeigt die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen dem zünftigen französischen Apotheker und dem im allgemeinen nicht organisierten deutschen Pharmazeuten.

Als Beweis für die Zünftigkeit der deutschen Apotheker kann weder das in Anlehnung an das 1592 gestiftete Collegium medicum im Jahre 1632 freiwillig entstandene Collegium Pharmaceuticum in Nürnberg [38 u. 39], noch der Zusammenschluß der Berliner Apotheker am Anfang des 18. Jahrhunderts [33], aus dem sich später die Berliner Apothekerkonferenz und schließlich der Berliner Apotheker-Verein entwickelten, und die lediglich geplante französische Apothekergilde in Berlin herangezogen werden.

Die deutschen Apotheker waren in der Regel, wie die Literatur zeigt, nicht zünftig, so daß die generalisierende Behauptung von einer „Zunft“-

¹⁾ Gaffeln sind in Köln politische Organisationen, von denen *Schmidt* sagt: „Soweit die Zünfte genügend Mitglieder hatten, um allein als politische Unterabteilung existieren zu können, wurden sie als Gaffel konstruiert, während kleinere Zünfte zu mehreren in einer Gaffel vereinigt wurden“ ([18] S. 35 Anm. 1).

und einer „Nachzunftperiode“ in der Geschichte des deutschen Apothekenwesens unbewiesen ist und in sich zusammenfällt.

Aber in die „Kramer“-Zünfte traten die standesbewußten Apotheker nur ungern ein, und sie haben sich vielfach, so z. B. in Heidelberg und Erfurt, dagegen gewehrt. In der neuesten Darstellung der Geschichte der deutschen Pharmazie von *Urdang-Dieckmann* wird gesagt ([36] S. 59): „Es ist in hohem Maße charakteristisch für Deutschland, daß dort, anders als in Italien und Frankreich, die Ausübung des Apothekerberufs stets behördlich und kaum durch die Apothekerschaft selbst geregelt wurde.“ Auch hier wird wieder hervorgehoben, daß in Deutschland die Anzahl der Apotheker zu klein war, um eine Genossenschaft bilden zu können. Wenn in Berlin am Anfang des 18. Jahrhunderts die französischen Apotheker Berlins eine Gilde bilden wollten ([37] S. 89), so dürfte hier die französische Tradition die Triebfeder gewesen sein.

III.

Die Leichenpredigten

Ehe wir uns an Hand der Leichenpredigten das Leben einzelner Berliner Apotheker vor Augen führen, müssen wir uns mit dem Wesen der Leichenpredigten vertraut machen.

Bis zum heutigen Tage ist es üblich, daß in Grabreden des Lebens und der Taten des Verstorbenen gedacht wird. Dieser Brauch läßt sich zeitlich weit zurückverfolgen. Kurz nach der Reformation wurde es in protestantischen Gegenden allmählich Sitte, daß die Leichenpredigten von vornehmen und angesehenen Leuten gedruckt wurden [40]. Zunächst enthielten die Predigttexte nur geringe Personalangaben. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde aber die Tendenz immer stärker, Personalien in die Leichenpredigt aufzunehmen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde es üblich, an den Predigttext eine *Vita* anzuhängen. Im Laufe dieses Jahrhunderts bildeten sich bei den gedruckten Leichenpredigten noch drei weitere Teile deutlich heraus: die *Widmung*, d. h. ein Blatt, auf dem die nächsten Angehörigen des Verstorbenen erwähnt wurden, denen die Predigt gewidmet war; sodann die *Abdankung*, die meist von einem Angehörigen des Verstorbenen verfaßt wurde; schließlich Trauer- und Trostgedichte, die sog. *Epicedien*. Die Ausstattung der gedruckten Leichenpredigten wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts immer prächtiger. Dieser Luxus veranlaßte schließlich die Obrigkeit, mit Verordnungen einzuschreiten, nachdem sich schon im Luthertum eine Opposition dagegen gebildet hatte. Die staatliche Reglementierung und der Geist der Aufklärung führten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Ende der gedruckten Leichenpredigten herbei. An ihre Stelle traten die sog. „Notifikationen des Todes“, Vorläufer unserer heutigen Todesanzeigen. Wie die gedruckten Leichenpredigten, so waren auch diese Notifikationen nur bei den höheren und mittleren Ständen üblich. Bei Katholiken und Reformierten waren gedruckte Leichenpredigten im allgemeinen nicht üblich.

Die Leichenpredigten enthalten eine Reihe von interessanten Nachrichten über den Lebenslauf des Verstorbenen. Außerdem gestatten sie oft auch einen Einblick in das allgemeine Zeitgeschehen. Doch darf der Quellenwert der Leichenpredigten nicht zu hoch eingeschätzt werden, denn es bildete sich sehr bald ein gewisses Schema heraus, so daß man bestimmte Redewendungen immer wieder antrifft. Schon die Zeitgenossen haben wegen der unvermeidbaren großen Lobrederei gegen die Leichenpredigt Stellung genommen. Wir werden also an Hand dieser Quelle niemals Schwächen des Verstorbenen kennenlernen. Wenn einmal Negatives über den Verstorbenen gesagt wird, so darf man annehmen, daß in den angeführten Punkten die Grenzen des für erlaubt Gehaltenen weit überschritten wurden. Unter Berücksichtigung der gebotenen Kritik sind die Leichenpredigten trotzdem eine beachtliche Quelle zur Gesellschafts- und Familiengeschichte.

Die Leichenpredigten wurden nur in geringer Anzahl gedruckt. Im Laufe der Zeit ging ein großer Teil der Texte verloren. Sicherlich wären nur sehr wenige bis zur Gegenwart erhalten geblieben, wenn nicht seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts die Leichenpredigten ein Sammelobjekt geworden wären. So entstanden Sammlungen aus religiösen Motiven, wie die der *Fürstin zu Stolberg-Stolberg* [41], oder auch aus genealogischen Gründen, wie die Berliner Sammlung des Amtskammerrats *Tiefenbach* [42]. Die privaten Sammlungen gelangten zum größten Teil in öffentliche Bibliotheken und Archive und sind auf diese Weise erhalten geblieben. *Friedrich Wecken* hat einmal [43] in einer Übersicht die Leichenpredigtsammlungen in Deutschland beschrieben. Wenige Jahre später gab *W. K. von Arnswaldt* [40] eine Übersicht über die Kataloge der größeren Sammlungen. Bis zum Kriegsausbruch 1939 war übrigens ein großer Teil der Leichenpredigten noch nicht durch gedruckte Kataloge der Benutzung der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht²⁾. Leider sind in den meisten gedruckten Katalogen nicht die Berufe der Verstorbenen verzeichnet, so daß die sozialgeschichtliche Arbeit sehr erschwert wird. Dankenswerterweise hat *H. Gelder* [44] eine Aufstellung der Leichenpredigten von Apothekern an Hand von Katalogen angefertigt. Eine eingehende sozialgeschichtliche Bearbeitung dieses Materials steht aber bis zum heutigen Tage noch aus, was um so bedauerlicher ist, als ein Teil der Sammlungen in der Zwischenzeit durch Kriegs- und Nachkriegseinwirkung verlorengegangen ist.

An Hand der wenigen Leichenpredigten über Berliner Apotheker, die sich im Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin befinden, soll hier eine sozialgeschichtliche Auswertung versucht werden. Dem Bibliothekar des Gymnasiums, Herrn *Peter Robrlach*, sei für die freundliche Unterstützung, die er der Arbeit zuteil werden ließ, an dieser Stelle gedankt.

Das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin besitzt in 94 Bänden eine Sammlung von ungefähr 2600 Leichenpredigten. Diese Sammlung, die zu Beginn

²⁾ Einem Rundschreiben des Genealogen *Kurt Wensch* (Dresden A 20, Gostritzer Str. 12) vom 31. Januar 1955 sei entnommen, daß für den Gesamtkatalog deutscher Personenschriften- und Leichenpredigtsammlungen neu erschlossen wurden: die Bestände des Staatsarchivs Bremen, des Domstifts und der Katharinenkirchen-Bibliothek in Brandenburg a. H., der Kirchenbibliothek Annaberg/Erzgeb., des Pfarrarchivs Weißenfels/Saale (frühe hs. Leichenreden); weitere Stellen sind noch bei der Arbeit, so Berlin (Deutsche Staatsbibliothek), Zwickau/Sa. (Ratsschulbücherei), Frankfurt/Oder (Stadtarchiv) und Göttingen (Universitätsbibliothek). *Rudolph Zaunick*

des 18. Jahrhunderts durch verschiedene Schenkungen in der Schule entstanden ist, ist uns erhalten geblieben und durch einen gedruckten Katalog *Nobls* [42] seit 1901 der Benutzung leicht zugänglich.

An Hand der von mir veröffentlichten Liste Berliner Apotheker [45] wurden die Texte der Leichenpredigtsammlung des Grauen Klosters nach Apothekern aus Berlin durchgesehen. Unter den 2600 Leichenpredigten fanden sich aber nur 8 über Berliner Apotheker. Zur Ergänzung des Materials werden von mir noch zwei Texte aus der Deutschen Staatsbibliothek Berlin sowie eine handschriftliche Notiz aus der Bibliothek des Grauen Klosters herangezogen.

1. *Michael Aschenbrenner, 1549—1605*

Die älteste Leichenpredigt für einen Berliner Apotheker in der Sammlung des Grauen Klosters ist die von dem Probst *Hieronymus Brunner* gehaltene „Christliche Leichenpredigt/ Bey der Begräbnis des Ernvesten/ vnd Wolgeachten Herren *Michael Aschenbrenners*/ Weilandt Apothekers alhier beyder Städte Berlin vnd Cöln an der Sprew“ [46], der am 9. August 1605 im Alter von 56 Jahren starb.

Aus der Vita erfahren wir, daß *Aschenbrenner* als Sohn des Tuchmachers *Simon Aschenbrenner* in Bernau geboren wurde. Mit 11 Jahren kam *Michael* nach Berlin auf die Schule. Wegen eines großen Sterbens mußte er die Stadt aber bald verlassen und kam nach Halle. Bei dem Sekretär der *Kurfürstin Sabine*, *Wolf Pistorius*, lernte er die „Schreiberey“. Die Kurfürstin wurde auf den Jungen aufmerksam und schickte ihn nach Küstrin, damit er dort die Apothekerkunst erlerne. Nachdem er die Lehre beendet hatte, sollte er noch in „frembde Lande“ geschickt werden, um seine Kenntnisse zu vervollkommen. Dieser Plan konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da er „in die acht Jahr lang die Hoffapotheken bestellen müssen“.

„Was er auch in Chymia vnnnd anderen geheimen künsten hat praestiren können/ wil ich jetzo vngesaget lassen: Es erscheinet aber in demselben etwas sonderliches bey ihm gewesen seyn/ daher/ daß ihr Churf. G. Marggraff *Johann Georgel* Hochlöblicher Gedächtnus/ ihn zu seinem geheimden Diener vnnnd Müntzmeister/ wie auch zu des Römischen Reichs übersten Sächsischen Gardin angenommen vnnnd verordnet“. 39 Jahre diente *Aschenbrenner* seinem kurfürstlichen Herrn. „Vnd weil er in solchen seinen diensten trew vnnnd fleißig befunden: Als haben Höchstgedachte Churf. Gnaden/ ihm dafür allerley gnade angeboten/ vnnnd auch theils geleistet. Vnd als D. *Augustinus Stell* das privilegium vber zwo Apotheken/ alhier vnnnd zu Cölln/ verlassen wollen/ haben ihn seine Churfürstlichen Gnaden/ dieselben Erblich an sich zu bringen gerahten/ haben ihm auch dasselbe ratificiret vnnnd confirmiret, darauff er dann das seine daran gestreckt/ vnnnd in beiden Städten solche Apotheken instruiert vnd angerichtet/ die man für Apotheken muß passiren lassen.“ (Vgl. auch [1] [23] [47] [48] [49].)

Mit der Verleihung der Privilegien scheint *Aschenbrenner* reichlich belohnt worden zu sein. Wir dürfen kaum annehmen, daß er als Hofapotheker und Münzmeister schlechte Einnahmen gehabt hat. Das Amt des Münzmeisters war mit Silberankauf und Wechselgeschäften verbunden ([50] Bd. 1 S. 9 und 309). Es wird für den Inhaber nicht geringen Gewinn abgeworfen haben.

Wie wir aus anderen Quellen wissen, erwarb sich *Aschenbrenner* seine chemischen Kenntnisse u. a. bei dem berühmten Alchimisten *Thurneysser zum Thurn* (1530 bis 1596). Auf Grund des dort erworbenen chemischen Wissens wird er auch das Amt eines Münzmeisters bekleidet haben. Wie weit sich *Aschenbrenner* als Kaufmann betätigte, ist aus der Vita nicht zu ersehen, jedoch läßt sein Amt als Münzmeister, der ja den Silberankauf für die Münze zu tätigen hatte, auf eine größere Geschäftstätigkeit schließen.

Wir erfahren noch aus der Leichenpredigt, daß *Aschenbrenner* mit der Tochter des Hofpredigers *Paulus Musculus* verheiratet war. Aus dieser Ehe gingen 6 Kinder hervor, von denen beim Tode des Vaters noch 3 am Leben waren: 2 unmündige Söhne und *Elisabeth Aschenbrenner*, der „*Christoph Peutzers*, der *Aschenbrennerschen* Apotheke provisorisch geliebte Hausfrau“ (s. unten S. 68).

2. Georg Krause, geb. 1549

Gelder [1] berichtet, daß Kurfürst *Joachim II.* seinem Leibarzt *A. Stehl* (s. oben S. 56 *Augustinus Stell*) im Jahre 1556 als Entgelt für 5jährige Dienste ein Apothekenprivileg für Cölln und eines für Berlin verliehen hätte. Die Cöllner Apotheke sei durch *Georg Krause*, die Berliner durch *Georg Scholle* verwaltet worden. *Gelder* schreibt weiter: „Während vom Pächter der Köllnischen Apotheke *Krause* die Geschichte nichts weiter zu berichten weiß, als daß er später Ratskämmerer wurde, ist das Andenken an *Georg Scholle*, einen Sohn des Apothekers und Bürgermeister in Brandenburg, *Lucas Scholle*, noch nicht erloschen.“ Über *Scholle* vgl. [51].

Der Bibliothekar des Grauen Klosters, Herr *Robrlach*, machte mich auf einige Notizen von der Hand *Georg Krauses* aufmerksam, die sich im Band 15 der Leichenpredigtsammlung des Grauen Klosters befinden [52]. Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen geht folgendes über *Georg Krause* hervor: 18 Wochen nach dem Tode seines Vaters, der an den Folgen eines Bisses eines tollwütigen Hundes gestorben war, wurde *Georg Krause* im Jahre 1549 in Bernau geboren. „Anno 1560 bin ich nach Neustadt kommen und allda in der Schulen gangen auf ostern bin allda gewesen beym Burgermeister *Gabriel Wensikendorff*.“ Im Jahre 1562 starb seine Mutter. Er berichtet weiter: „Anno 1562 bin ich nach Croßen in der Schlesien verschickt worden und allda in der Schulen gangen. Anno 1565 den 5. Augusti bin ich auf rath meines Vettern Doctor *Brugsman* zur Apoteken gebracht worden alhir nach Berlin beym Herrn *Johanni Aerario*. Anno 1569 bin ich nach Erfurdt kommen beym Herrn *Georg Schulzen* alda ein ihar servieret.“ 1570 geht *Georg Krause* nach Küstrin und arbeitet dort zwei Jahre. Ostern 1573 kommt er nach Stendal, wo er sechs Jahre als Provisor bleibt. „Anno 1579 den 8. July bin ich von stendal von Doctor *Brugsman* widerumb her nach Coln die Apoteken anzurichten gefordert worden.“ Soviel erfahren wir über den Werdegang *Krauses* aus seinen eigenen Aufzeichnungen. Wie es scheint, hat er neun Jahre die Apotheke geleitet, bis 1588 *Aschenbrenner* die Apotheke übernahm. In späterer Zeit bekleidete er den Posten eines Ratsherrn. Im Cöllner Bürgerbuch [53] erscheint er 1583, 85 und 87 als Bauherr, und von 1589 bis 1605 neunmal (jedes zweite Jahr) als Ratskämmerer. Er

muß sich in diesem Amte, über das weiter unten noch näher berichtet wird, große Verdienste erworben haben, denn im Cöllner Bürgerbuch findet sich im Jahre 1601 die Eintragung: „*Betell, Lorentz, Georg Krausens* apothekergesell, denselben ist die Gebuer vor Gewinnung des Burgerrechts vorehret worden.“ Dem Gesellen von *Georg Krause*, der dieser Notiz zufolge noch 1601 eine „Apotheke“ betrieben haben muß, wurde die gleiche Ehre zuteil wie dem Berliner Stadtphysikus *Matthäus Fleck* [54], der auch zusammen mit dem Brandenburger Apotheker *Lucas Scholle* die erste brandenburgische Arzneitaxe verfaßt hat [55] und von dem es im Berliner Bürgerbuch 1573 heißt: „*Fleck, Matteus*, Doctor, ist burger geworden und hat seinen burgerlichen Eid geleistet, und ein erbar rat haben ihme wegen seiner dinst, so ehr dem rat und gemeiner Stadt getan, und ferner noch tun soll und will, das Burgerrecht verehret.“

Aus den benutzten Quellen geht das Sterbedatum *Georg Krauses* nicht hervor.

3. *Sebastian Baurath*, 1574—1621

Auch von *Sebastian Baurath* besitzt das Graue Kloster keine Leichenpredigt. Es hat sich aber in der Sammlung die Leichenpredigt seiner Frau *Regina Fuchsjäger* erhalten. Die Nachrichten, die wir über *Baurath* besitzen, sind sehr dürftig. Nach *Gelder* [56] ist *Sebastian* im Jahr 1574 als Sohn des Berliner Bürgers und späteren Bürgermeisters *Burchard Baurath* in Berlin geboren. Nach der Erlernung der Apothekerkunst muß *Sebastian* nach Süden gewandert sein, denn 1601 heiratet er in Steyer *Regina Fuchsjäger*.

Joachim Nisaeum berichtet in der Leichenpredigt [57], daß *Regina* am 23. März 1561 zu Steyer in Österreich als Tochter des Bürgers, vornehmen Handelsmanns und Gastgebers *George Fuchsjäger* und seiner Frau *Catharina Geyger* geboren wurde. Im Jahre 1578 wurde sie mit *Simon Ziegenkopff*, dem Apotheker zu Steyer, verheiratet, der im Jahre 1590 starb. Nach dessen Tode heiratete *Regina* den „Ehrenvesten vnd Vornehmen Herrn *Johann Blankenmüllern*/ Apotecker Gesellen/ welcher damals zu Wien in der Fraw *Rappin* Apotecken zum Provisorn bestellet gewesen“. 1601 starb auch der zweite Mann der *Regina*. „Darauff hat sie sich zum drittenmahl wiederumb auff gutachten der Hern Medicorum daselbst (alsß denen die inspection vnd auffzicht der Apotecken befohlen) vnd dann auch ihrer Anverwandten rath/ mit ihrem anjetzo hinterlassenen hochbetrübten Witwer/ dem Ehrenvesten/ Achbarn vnd Vornehmen Herrn *Sebastian Bawrathen*/ (welcher zur selbigen Zeit zu Lintz beym Herrn *Stephan Eberßdorffern*/ vornehmen Apoteckern in condition gestanden) Ehelich versprochen/ vnd mit demselben Ehelichen vnd Christlichen Gebrauch nach/ vertrauen lassen“. Im Zuge der Gegenreformation hat der Landeshauptmann von Österreich ob der Ens „die Apotecker auß allen sieben Hauptstädten nach Lintz citiren lassen/ denselben Ihrer Key. May. ernstes Mandat vorgehalten/ vnd mit großer vngestümigkeit begehret/ das ein jeder sich in continenti erklären sollte/ ob er selbigem Mandat zu pariren gemeinet/ wo nicht/ solte er jinner Sechs Wochen vnd dreyen Tagen das Landt reumen. Darauff sie sich ingesamlt resolviret, Sie wolten viel lieber mit den jhrigen das Landt reumen/ vnd von aussen

ansehen/ alß von Gott vnd seinem heiligen Worte absetzen“. Die protestantischen Apotheker wurden zur Auswanderung gezwungen. Drei Wochen nach Ostern verließ die Familie *Baurath* Steyer und langte acht Tage vor Pfingsten in Berlin an. *Baurath* erwarb am 2. August 1602 in Berlin das Bürgerrecht. *Faden* ([51] S. 96) erwähnt die Apotheke *Bauraths*. *Gelder* [56] sagt dazu: „Die Angabe bedarf der Richtigstellung, da der Genannte niemals eine Apotheke in Berlin besaß, vielmehr nur Inhaber eines Materialwarengeschäftes war.“ Leider gibt *Gelder* nicht an, aus welcher Quelle er seine Nachricht bezogen hat. Im Jahre 1605 wird *Baurath* Rats-herr. Bei dieser Gelegenheit wird er Apotheker genannt. Im Jahre 1610 ist er Bürgermeister. Im Alter von 47 Jahren starb *Sebastian Baurath* 1621, nachdem ihm seine Frau 1619 im Tode vorangegangen war.

4. *Christoph Fabrenholtz*, 1603—1685

Wenden wir uns nun der Trauer- und Danksagungsrede für den „Weyland Edlen/ Wol-Ehrenvesten Vorachtbarn/ Wolgelahrten und Kunstreichen Herrn/ *Christoph Fabrenholtz*“ zu [58]. Sie enthält keine Vita. Wie wir jedoch aus dem Titel erfahren, ist der „Churfürstl. Brandenb. wolbestalte älteste Hoff-Apotheker in der Residenz-Stadt Cölln an der Spree“ am 6. Februar 1603 in Lehnin geboren. 1635 wurde er Hofapotheker, ein Jahr später heiratete er *Maria Schweitzer*, die ihm 6 Kinder schenkte. Am 16. Mai 1685 starb *Christoph Fabrenholtz* im Alter von 82 Jahren. In der Widmung der vom Subrektor des Cöllnischen Gymnasiums, *Christian Rotaridus*, gehaltenen Rede wurden neben einigen Frauen — Nachkommen des Hofapothekers — der Hausvoigt *W. Lonicerus*, der Hof- und Kammergerichtsadvokat *A. Maniti*, der Anhaltische Regimentsauditeur und Sekretär *C. A. Skwartzenberg* und der Brandenburgische Reiseapotheker³⁾ *F. W. Memhard* genannt, die in die Familie eingehiratet hatten. Auf dem Titelblatt wird angeführt, daß *Fabrenholtz* der Vater von 6 Kindern, der Großvater von 16 Enkeln und der „Älter-Vater“ von 7 Urenkeln gewesen ist. Vgl. auch [23] [47] [49].

In der Trauerrede wird an einigen Stellen auf den Beruf des Verstorbenen hingewiesen. Hier sei eine solche an seinen Namen anknüpfende Allegorie wiedergegeben:

„Bey seinem Leibes-Leben ist unser seliger Herr *Fabrenholtz*/ seiner Profession nach/ nebst den Kräutern/ auch mit mancherley Holtz umgegangen: gestalt man dann in guten und wolbestalten Apotheken/ darunter billich die auff dem Residentz-Hause unsers gnädigsten Churfürsten schon vor vielen Jahren angeordnete Hoff-Apotheke zu zählen ist/ auch einiger Höltzer sich bedienet. Da gebraucht man (*Officinam Pharmaceuticam Elect. Brandenburgicam, beate defuncti. c. XII. p. 20 sqq.*) daß so genante Paradiß-Holtz/ das Schlangen-Holtz/ das Frantzosen-Holtz/ das Wacholder-Holtz/ das Mastix-Holtz/ das Gieß-Holtz/ das Rosen-Holtz/ das Fenchel-Holtz/ das Tamariskien-Holtz/ und was dergleichen Höltzer mehr sind: aber

3) Die Reiseapotheker hatten die Aufgabe, ihre fürstlichen Herren auf den Reisen zu begleiten.

das liebste und aller anmuhtigste Holtz ist Ihme so wol bey gesunden Tagen/ als auch in seiner Hinfahrt gewesen CHRISTUS das Holtz des Lebens.“ Aus dieser Allegorie erfahren wir etwas über die Vorräte der Hofapotheke an Ligni.

5. *Christoph Friedrich Fabrenholtz*, 1650—1669

Unter den sechs Kindern des Apothekers *Christoph Fabrenholtz* befand sich ein Sohn, *Christoph Friedrich*, der aber schon vor dem Vater, am 2. Juni 1669, im Alter von 19 Jahren, 6 Monaten und 7 Tagen starb.

In der von *Johann Buntebart* für *Christoph Friedrich Fabrenholtz* gehaltenen Leichenpredigt [59] wird uns über die Vorfahren des Verstorbenen berichtet. Sein Großvater väterlicherseits — der Vater des Hofapothekers — war kurfürstlicher Amtsschreiber zu Lehnin, aus einem „alten hier im Lande wollbekannten ehrlichen Geschlechts“. Dessen Vater war „Freysaß außen Zumet“. Der Großvater mütterlicherseits war *Michael Schweitzer*, Amtmann im Fürstentum Köthen. Die Familie *Schweitzer* stammte aus Langenburg in der Schweiz und scheint mit dem Urgroßvater *Johann Schweitzer* nach Anhalt eingewandert zu sein.

Die Leichenpredigt berichtet, daß der junge *Christoph Friedrich Fabrenholtz* schon frühzeitig unterrichtet wurde und später auf das Cöllnische Gymnasium kam, wo er „zuforderst in der Gottesfurcht/ und dann in den Sprachen und andern Christlichen Tugenden unterwiesen“ wurde. Da er „eine sonderliche Inclination zu dem Studio Medicinae und der Apothecker-Kunst gehabt“, waren die Eltern bereit, das Vorhaben des Sohnes zu unterstützen. Doch bemerkte man bald „bey Ihme eine sonderliche Schwachheit des Haupts“. Aus diesem Grunde mußte er seine Studien aufgeben. Jedoch hatte er von der lateinischen und griechischen Sprache so „viel gefasset/ als zur Erlernung der Apothecker-Kunst von nöhten“. Er wurde nach Frankfurt am Main in die „Apotheck/ zum Schwanen genandt/ verschicket“, um dort die „Apothecker-Kunst ex fundamento zu erlernen“. Es wird gelobt, sein Lehrherr wäre mit ihm zufrieden gewesen, da er ihn „gleich einem Gesellen“ gebrauchen konnte. Der junge *Fabrenholtz* wurde jedoch in Frankfurt bald so krank, daß er von seiner Mutter nach Berlin zurückgeholt werden mußte. Nach einem halben Jahr erlöste ihn der Tod von seinem Leiden. Aus der Redewendung der Leichenpredigt, daß *Fabrenholtz* jun. an „Schwachheit des Haupts...“, welche dann und wann mit Ohnmachten heraus gebrochen“, erkrankt sei, können wir seine Krankheit nicht bestimmen. Man könnte vermuten, daß er an Epilepsie litt.

6. *Christoph Földrich*, 1569—1629

In der Apothekengeschichte Berlins begegnen uns auch Männer, die Apotheken-Privilegien besaßen und Apotheken betrieben, obwohl sie keine entsprechende berufliche Ausbildung genossen hatten. Eine der interessantesten Persönlichkeiten dieser Art ist *Christoph Földrich*, der, ohne die Apothekerkunst erlernt zu haben, in Berlin eine Apotheke betrieb. Über ihn vgl. [1] [23] [49] [50] [51].

Die Leichenpredigt „bey dem Christlichen Begräbnüß Deß weyland Ehrnvesten/ Achtbarn vnd Fürnehmen Herrn *Christoff Földrichs*/ Bürgers vnd Rathsverwandten

in Berlin“ hielt *Daniel Fesselius* [60]. *Földe rich* starb am 31. März 1629. Die Vita berichtet, daß er als Sohn des *Augustinus Földe rich* und der *Ursula Martzahn* im Jahre 1569 geboren ist. Seine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits stammten alle aus alten bekannten Geschlechtern in Spandau.

Da *Földe rich* die Welt und das Handelsleben kennenlernen wollte, zog er im Alter von 15 Jahren nach dem Tode seines Vaters zu dessen Stiefbruder, dem Kaufmann und Bürger *Adam Eickwede* nach Stockholm. Bei diesem diente er sieben Jahre in der Handlung und machte sich dann selbständig. Zwölf Jahre lang betrieb er in Kalmar eine eigene Handlung, bis die Auseinandersetzungen zwischen dem katholisch erzogenen schwedisch-polnischen *König Sigismund* und dessen protestantischem Oheim *Karl IX.* die Geschäfte zum Erliegen brachten. Der aus der katholischen Wasalinie stammende *Sigismund* wurde 1587 als *Sigismund III.* zum König von Polen gekrönt. 1594 bestieg er auch als König von Schweden den Thron. Er förderte die Gegenreformation in Schweden und geriet dadurch in schwere politische Auseinandersetzungen. In den Kämpfen unterlag er seinem nach der schwedischen Krone strebenden Onkel *Karl*. 1598 bzw. 1604 wurde er aus Schweden verdrängt. Durch diese politischen Unruhen veranlaßt, gab *Földe rich* seine Handlung in Südschweden auf und zog nach Warschau. *König Sigismund III.* nahm ihn in seine Dienste, da er „beym Handel/ vnd sonsten in andern Weltsachen/ gute Erfahrung vnd Wissenschaft erlanget“. *Földe rich* wurde mit den verschiedensten Aufgaben betraut. So wurde er z. B. 1599 beim polnischen Heer Mustersekretär, und später befehligte er als Kapitän ein Schiff.

1604 bat er den König um Demission, die ihm auch gewährt wurde. Nachdem er in die Mark Brandenburg zurückgekehrt war, heiratete er im Alter von 35 Jahren *Katharina Gutschmidt*.

Auch in Berlin betrieb *Földe rich* eine Handlung. Die Beziehungen nach Polen scheinen nicht ganz abgerissen zu sein. Die Leichenpredigt berichtet uns nichts über die Tätigkeit *Földe richs* als Apotheker. *Gelder* [1] hat angegeben, *Földe rich* habe nach dem Tode *Aschenbrenners* — also 1605 — die Apotheke übernommen, während *Rachel*, *Papritz* und *Wallich* ([50] Bd. 1, S. 365) erklären, er habe 1620 die Apotheke von *Sylvoester Lösicke* übernommen. *Faden* ([51] S. 100) nennt ebenfalls das Jahr 1620 für den Erwerb der Apotheke. *Hörmann* [23] und *Moehsen* ([19] S. 378) zitieren aus dem Privileg für *Földe rich* aus dem Jahre 1620. Die Übernahme der Apotheke durch *Földe rich* muß im Jahre 1620 erfolgt sein, denn *Kügler* ([5] S. 28) gibt eine Urkunde für *Bartholomäus Zorn* vom 18. Juli 1643 wieder, in der eine Urkunde für *Földe rich*, den Apothekenkauf betreffend, vom 16. Juni 1620 enthalten ist.

Im Jahre 1620 wurde *Földe rich* auch Ratsherr. Dieses Amt bekleidete er fünf Jahre, dann zog er sich „wegen seines schweren und mühsamen Handels vnd insbesondere auß Leibesunvermögenheit“ von den Ratsgeschäften zurück. Er starb 1629 im Alter von 60 Jahren, nachdem er 18 Jahre an einer „Peripneumoniam“ gelitten hatte. Er war einer der aktivsten Kaufleute und „Apotheker“ im damaligen Berlin.

7. *Jacob am Ende*, 1595—1662

Nach dem Tode *Földerichs* wird nach *Gelder* [1] ein *Jacob am Ende* als Besitzer der Apotheke genannt. Dieser war ebenfalls kein gelernter Apotheker, sondern ein Kaufmann. Er besaß die Molkenmarkt-Apotheke nicht lange, sondern verkaufte sie bereits 1635 an *Bartholomäus Zorn*. Es wird berichtet ([50] Bd. 1, S. 361 Anm. 1), daß *Jacob am Ende* im Jahre 1633 die Materialhandlung des Apothekers *Heinrich Richter* erwarb und diese als Materialist weiter betrieb.

Das Leben dieses Mannes können wir nur auf dem Hintergrund der damaligen Wirtschaftsverhältnisse in Berlin, die vom Zusammenbruch der großen Handeshäuser beherrscht waren, verstehen ([50] Bd. 1, S. 320). In der Widmung der von *Elias Sigismund Reinhard* gehaltenen Leichenpredigt [61] wird neben der Witwe und einer Tochter der Kammergerichtsadvokat *H. Acidalius* genannt. Die Familie *am Ende* stammte aus Freiberg in Sachsen, ihre Mitglieder waren meist Kaufleute.

Die Leichenpredigt berichtet über den „wohlbenahmten Handelsmann“ in Berlin *Jacob am Ende*. Seine Eltern starben früh. Der Stiefbruder des Vaters ließ *Jacob* drei Jahre zur Schule gehen, bis er „dann so viel profitiret/ daß Er der lateinischen Sprache kundig worden“. Dann erlernte er durch Vermittlung seines Vettters — eines Arztes — beim sächsischen Küchenschreiber die Schreiberei. Später wurde er zu *Casper Werner*, einem vornehmen Handelsmann und Ratskämmerer in Leipzig, gegeben, der dort zusammen mit *Leonbard Hermann* eine Handlung betrieb. Dort arbeitete *Jacob* fünf Jahre. Der Berliner Kaufmann *Weiler*, der mit den Leipziger Kaufleuten in Geschäftsverbindung stand, wurde auf ihn aufmerksam und veranlaßte ihn, nach Berlin zu gehen und in die Handlung einzutreten, die *Weiler* zusammen mit *Tillmann Essenbrücher* und *Ambrosius Sturm* betrieb ([50] Bd. 1, S. 320). Zwölf Jahre arbeitete *Jacob am Ende* bei *Weiler*, vier Jahre im Handel und acht in der Schreibstube als Buchhalter. 1631 wurde die Sozietät aufgelöst. Ein Jahr später heiratete *Jacob am Ende* die Witwe des verstorbenen *Jacob Weiler*. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor. Die beiden Söhne starben schon im Kindesalter. Am 2. Oktober 1662 verstarb *Jacob am Ende*, nicht ganz 67 Jahre alt. Er hatte nur eine flüchtige Berührung mit der Pharmazie. An diesem Lebenslauf können wir aber wiederum sehen, daß in Alt-Berlin auch Kaufleute Apotheken besessen haben.

8. *Bartholomäus Zorn*, 1606—1667

Die Leichenpredigt für den „Wol-Ehrenvesten/ Groß-Achtbaren und Wolweisen Herrn *Bartholomäus Zorn*/ Wolverdienter Raths-Cämmerer und berühmter Apotheker der Churfürstl. Brandenburg. Haupt- und Residentz-Stadt Berlin“ wurde von *Samuel Lorentz* gehalten [62].

Der 30jährige Krieg war noch nicht ausgebrochen, als dem Ratsherrn *Daniel Heinrich Zorn* in Landsberg an der Warthe am 23. Mai 1606 von seiner Frau *Agneta* geb. *Lehmann* ein Sohn geboren wurde. Er hieß nach dem Großvater, der aus Sachsen nach Landsberg einwanderte, *Bartholomäus*. Im Jahre 1621 muß der Vater den Jungen zu seinem Bruder, *Bartholomäus Zorn*, nach Salzwedel gegeben

haben. Der Onkel, der dort eine Apotheke betrieb, nahm den Neffen gut auf, da er selbst keine Kinder hatte. Nachdem der junge *Bartholomäus* seine sechs „Disciplinjahre“ in der Salzwedeler Apotheke verbracht hatte, ging er 1627 in die Ratsapotheke nach Lüneburg zu *Heinrich Fister*. „Weil er aber nach ausgestandenen Discipuljahren begierig in seiner wol-erlernten Kunst sich zu perfectioniren, hat er ferner die Fremdbe zu besuchen nicht unterlassen.“ Waren die Zeiten schon bei seiner Geburt unruhig, so wird er von den Kriegsläufen, die sich auch in Norddeutschland abspielten, einiges zu spüren bekommen haben. Drei Jahre blieb *Zorn* in Lüneburg, um dann nach Leipzig in die Apotheke „Zum schwarzen Mohren“ zu gehen, in der er bei *Jeremias Hoffmann* zwei Jahre conditionierte. Von dort aus wollte er nach Frankfurt am Main gehen. Ehe er aber die Reise dorthin antrat, „hat er sich vorhin bemühet, Bericht von den seinigern, weil er in zwölf Jahren sie weder gesehen noch von ihnen etwas wegen großer Unsicherheit erfahren können, in was vor einem Zustand sie lebten/ einzuholen“. Da er auf seine Anfrage die Nachricht erhielt, daß bis auf einen Bruder die gesamte Familie an der Pest gestorben sei, ging er nicht nach Frankfurt, sondern wanderte in sein „Vaterland“. Landsberg aber hatte unter dem Krieg schwer gelitten, so daß er dort „wenig Freude“ fand. Nun machte sich *Bartholomäus* auf die Reise. Sein Vetter in der Altmark besorgte ihm eine Stellung in Hamburg. Obwohl dieser ihm anriet, sich zu beeilen, nahm er seinen Weg über etliche „vornehme Örter“, um diese zu besichtigen. Hier stoßen wir auf eine typische Zeiterscheinung des Barock. Das Wandern der Handwerksgeßellen war um diese Zeit in den Statuten der Innungen aufgenommen worden. Die Wanderpflicht hatte sich im 16. und 17. Jahrhundert definitiv herausgebildet und war zu dieser Zeit rechtlich fixiert worden ([63] S. 79). Aber damals zogen nicht nur die Handwerksgeßellen durchs Land. Auch für die jungen Adligen gehörte eine Bildungsreise, die sog. Kavalierstour, zur Ausbildung ([64] S. 156; [65] S. 16). Die Reise *Zorns* nach Hamburg müssen wir also als ein gewisses Bildungsbedürfnis der Zeit ansehen, denn als Apotheker brauchte er nicht zu wandern, da eine einheitliche Ausbildungsordnung für Apotheker in Deutschland damals nicht existierte ([36] S. 68). Über Stettin, Greifswald, Stralsund — eine Stadt, die damals in der protestantischen Welt durch ihre hartnäckige Verteidigung gegen die Belagerung *Wallensteins* großen Ruhm genoß — über Rostock, Wismar und Lübeck zog *Bartholomäus* nach Hamburg. In der Hamburger Ratsapotheke bei *Benedikt Glück* conditionierte er dreieinhalb Jahre. Die Zeit in Hamburg wird für die Entwicklung *Zorns* von nicht geringer Bedeutung gewesen sein, denn Hamburg war der Vorort des Handels in Norddeutschland.

Eines Tages wurde ihm berichtet, daß in Berlin eine Apotheke zu kaufen sei. Auf Anraten von Freunden reiste er nach Berlin und kaufte von dem Handelsmann *Jacob am Ende* eine der Berliner Apotheken. Als *Zorn* 1635 nach Berlin kam, war die Stadt in den letzten fünf Jahren von den Kriegseignissen verschont geblieben. Aber schon im Jahre 1636 erschienen die Schweden in der Mark Brandenburg und belegten Berlin mit einer Kontribution von 25 000 Talern. Es ist anzunehmen, daß der neu zugewanderte Apotheker bei der Verteilung dieser Last

stark mit herangezogen wurde. Das folgende Jahr brachte die Pest nach Berlin, von der die Stadt sechs Jahre lang verschont geblieben war. Von 845 Gebäuden in Berlin wurden aber nur 40 von der Seuche befallen. Auch Todesopfer waren nicht in der Höhe zu verzeichnen wie bei der letzten großen Epidemie im Jahre 1631.

Am 14. Oktober 1638 verlobte sich *Bartholomäus Zorn* mit der Tochter des verstorbenen Ratsherrn *Valentin Neumeister*, der an der Stralauer Straße, Ecke Spandauer Straße das Gasthaus „Zum schwarzen Bären“, den vornehmsten Hof in Berlin, betrieben hatte. Bald darauf heiratete er *Elisabeth Neumeister*.

In den folgenden Jahren wurde Berlin durch den Krieg schwer mitgenommen. Einquartierung der kurfürstlichen Truppen und die Brandschatzungen der Feinde des Landesherrn brachten die Stadt an den Rand des Abgrundes. Waren in Berlin im Jahre 1634 schon 165 Hausstellen wüst und waren es 1637 180, so betrug am Ende des Krieges die Zahl der wüsten Stellen fast 300. Auch das Haus, in dem sich die *Zornsche* Apotheke befand, muß unter dem Kriege gelitten haben, denn in der Leichenpredigt wird darauf hingewiesen, daß ihr Besitzer nicht geringe Mühe gehabt hat, in den schweren Pest- und Kriegszeiten die Apotheke in gutem Stand zu halten, ja, daß er gezwungen war, sie neu einzurichten⁴⁾. Die Kaufleute hatten besonders schwer unter den unruhigen Zeiten zu leiden, da der Warenverkehr zeitweise unterbrochen, immer aber gefährdet war.

Ein Jahr nach Kriegsschluß in Brandenburg wurde *Bartholomäus Zorn* in den Rat der Stadt gewählt. Er legte am 6. Mai 1643 den Eid als Ratsherr ab [55]. Er übernahm mit der neuen Würde ein schweres Amt. *Faden* ([51] S. 232) sagt über den Zustand der Residenz nach Friedensschluß: „Die Stadt bot einen trüben Anblick. Die Vorstädte waren zerstört, viele Häuser und vor allem das Schloß seit Jahren nicht ausgebessert, nicht wenige Gebäude von den Bewohnern verlassen und völlig verfallen.“ Hatte die Stadt vor dem Kriege ungefähr eine Einwohnerzahl von 12 000 Menschen, so betrug sie 1643 nur noch ungefähr 7500. Im Jahre 1646 wurde *Bartholomäus Zorn* zum Provisor des Gymnasiums bestellt. Sieben Jahre später bekommt er das schwere Amt des Ratskämmerers aufgebürdet. Nach *Faden* ([51] S. 68) stammen die Kämmerer der Stadt sämtlich aus der Kaufmannschaft. Über das Amt berichtet derselbe ([51] S. 51): „In Berlin wie in Cölln verwalten zwei Kämmerer, von denen der eine die ‚Oberstelle‘ einnimmt, das gesamte Stadtvermögen. Die Residenzstädte besitzen im 17. Jahrhundert mehrere Dörfer, vor der Stadt Meiereien und Vorwerke, verschiedene Heiden und Wiesen. Auch die Sorge für den Zustand der Gebäude, die der Stadt innerhalb des Mauer-rings gehören, rechnet zu den Aufgaben der Kämmerer. Da sind das Rathaus, der Stadthof, die Probstei, Kalk- und Ziegelscheunen, wie man damals für Kalkbrennerei und Ziegelei sagt, Hospitäler, Schulen, das Schlachthaus und die Stadt-

⁴⁾ *Hans Jabn*, Berlin im Todesjahr des Großen Kurfürsten (Schriften i. d. Ver. Gesch. Berlins, H. 55, Berlin 1935, S. 17) berichtet über das Haus am Molkenmarkt 4, in dem sich 1688 die Apotheke befand. „*Bartholomäus Zorn* hatte sie 1635 in diesem Haus, das er mit der Tochter des Ratsherrn *Valentin Neumeister* erheiratet hatte, eingerichtet, nachdem er das Privileg von *Jacob am Ende* gekauft hatte, der seine Apotheke am Molkenmarkt 3 betrieb.“ Die Verlegung der Apotheke in das Haus Molkenmarkt 4 kann aber nicht 1635 erfolgt sein, sondern erst nach der Eheschließung, die frühestens 1638 stattfand.

mauer mit ihren Toren und Türmen. Ebenso führen sie die Aufsicht über die Nutzung der Gerechtigkeiten der Stadt, des Kalkbruches in Rüdersdorf und des „Erdberges“, der Tongrube in Glindow. Über die Fischerei auf der Spree und in den Stadtgräben. Vor allem sorgen sie für das pünktliche Einkommen der Steuern.“ Es ist also ein sehr weiter Aufgabenkreis, den der Ratskämmerer zu erfüllen hat. In diesem Amt finden wir nicht nur *Zorn*, sondern auch noch andere Apotheker. In einer Zeit, in der die schweren Wunden des großen Krieges geheilt werden mußten, wird dieses Amt mit besonders großen Mühen verbunden gewesen sein.

Mit *Elisabeth Neumeister* hatte *Bartholomäus Zorn* in 29jähriger Ehe fünf Kinder. Der älteste Sohn *Bartholomäus* wurde Arzt in Berlin [82]. *Friedrich*, der zweite Sohn, wurde Apotheker (s. das folgende), der dritte, *Johann*, starb schon als Kind. Die Tochter *Katharina* heiratete den Apotheker *Johann Heinrich Tonnenbinder*. Eine zweite Tochter war beim Tode des Vaters unverheiratet.

Nachdem *Zorn* in seinen letzten Lebensjahren von verschiedenen Krankheiten belästigt wurde, starb er im 61. Lebensjahr am 26. Mai 1667. Wenn es in der Leichenpredigt heißt, daß er gottesfürchtig war, Böses gemieden und die öffentlichen Kirchenversammlungen nicht vorsätzlich versäumt habe, so ist dies eine Formel, wie der Hinweis darauf, daß er mit den Seinen Hausandachten mit Singen und Beten abgehalten habe, und daß er wohlthätig gegen die Armen war. Hinter dieser Formel läßt sich aber die starke Frömmigkeit des Barockmenschen erkennen.

9. *Friedrich Zorn*, 1643—1716

In der Sammlung des Grauen Klosters ist kein Exemplar der Leichenpredigt für *Friedrich Zorn* erhalten. Da dieser Apotheker zu den interessantesten Apothekerpersönlichkeiten Berlins in der Zeit, in welcher der brandenburg-preussische Staat erstarkte, gehört, sei hier eine Leichenpredigt der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin benutzt.

Friedrich Zorn wurde am 18. März 1643 in Berlin geboren, wie er selbst berichtet [66]. Im Alter von 14 Jahren, im Jahre 1657, begann seine Ausbildung in der väterlichen Apotheke. Schon 1659 kommt er zu *Johann Stabl* in die Ratsapotheke nach Hamburg, wo er zwei Jahre verbleibt. Über seine weitere Ausbildung berichtet er: „Anno 1661 bin ich von Hamburg über Franckfurth am Main nach Straßburg gegangen/ und habe daselbst bey Herrn *Georg Lempen* auf ein Jahr Condition angenommen. Anno 1662 bin ich von Straßburg nach Nürnberg zurückgekehrt.“ Dort arbeitete er bei *Wilhelm Stirn* „und weil Anno 1663 mein Bruder/ Herr *Bartholomäus Zorn*/ den 30. Junii/ nebst Herrn *Georg Bernharden*/ den Gradum Doctoris Medicinae auf der Universität Altdorf angenommen/ auch selbiges Jahr im Herbst nach Italien gereiset/ so habe ich mich resolvieret/ ihm zu folgen/ und bin Anno 1664 von Nürnberg über Augsburg durch Tyrol nach Venedig und von da nach Padua gegangen/ wo selbst ich mit meinem Herr Bruder die Collegia Medica und hortum medicum 3 Monathe besuchte. Worauf ich in Augusto mit demselben wieder zurück in mein Vaterland gekehret“.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1667 übernahm *Friedrich Zorn* die Apotheke. Die Mitteilung *Gelders* [1], daß er erst 1713 die Apotheke übernommen hätte, ist also unzutreffend. Neben der eigenen Aussage *Zorns* lassen sich auch noch andere Beweise für die Unrichtigkeit der *Gelderschen* Nachricht erbringen. In der Leichenpredigt für seinen Vater wird er Apotheker genannt. In der Leichenpredigt für seine erste Frau, die 1689 starb, wird er „vornehmer Kauff- und Handelsherr wie auch Apotheker allhier“ genannt [67]. *Küster* ([68] Sp. 70) berichtet, daß am 9. Juni 1701 in Gegenwart seines Lehrherrn „itzgedachten *Zorns* und einiger anderer“ *Johann Friedrich Böttger* „die Möglichkeit, Gold zu machen erwiesen hat“⁵⁾. *Küster* berichtet auch noch weiter, daß *Zorn* 1703 von den „oneribus personalibus“ befreit worden wäre, und daß *Friedrich Wilhelm I.* diese Befreiung bestätigt hätte. Auch die geschäftliche Tätigkeit *Zorns*, die zwischen 1667 und 1713 nachweisbar ist, beweist, daß *Zorn* zu dieser Zeit die Apotheke betrieb. Im Jahre 1713, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Regierungsantritt *Friedrich Wilhelms I.*, muß für *Zorn* ein neues Privileg ausgestellt werden, denn auch *Kügler* [5] nennt eine Urkunde vom 21. August 1713. Wahrscheinlich wurde *Gelder* durch diese Urkunde bewogen, die Übernahme der Apotheke arg verspätet in das Jahr 1713 zu verlegen.

Über *Zorn* sind uns folgende Nachrichten erhalten, die uns den Apotheker als einen unternehmenden Kaufmann zeigen. Im Jahre 1687 erhielt die Gesellschaft „Apotheker *Zorn* und Genossen“ ein Privileg für Tabakspinnereien und für den Vertrieb von Tabak in Brandenburg und Hinterpommern ([69] S. 10; [30] S. 214). Im gleichen Jahr finden wir *Friedrich Zorn* zusammen mit *Caspar Salomon*, einem nicht ganz einwandfreien Berliner Kaufmann, beim Erwerb eines sechstel Gutes in Weißensee. *Zorn* und *Salomon* kauften das Gut für 3400 Taler von *Konstanze Tonnenbinderin*, der Frau des Kurfürstlichen Rentmeisters *Christian Menzel*, die bei ihnen 1928 Taler Schulden hatte. Das Gut blieb aber nicht lange in den Händen der beiden Kaufleute. Der Besitz ging schon 1691 wieder an die Familie *Tonnenbinder*, für die es der Apotheker *Hans Joachim Tonnenbinder* erwarb [70]. Im Jahre 1694, so hören wir, schießt *Friedrich Zorn* dem Alchimisten *Kunckel* ([50] Bd. 2 S. 207) 1000 Taler vor. Diese vereinzelter Nachrichten lassen auf eine umfangreiche Geschäftstätigkeit *Zorns* schließen. Er betätigte sich nicht nur als „Apotheker“, sondern er muß als Unternehmer und Bankier angesehen werden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Familie von *Friedrich Zorn*. Am 21. Oktober 1762 heiratete er die Tochter des Ratskammerers *Christoph Stuck*, *Anna Catharina*. In dieser Ehe wurden ihm sieben Kinder geboren. Drei

5) In den *Böttger-Romanen* spielt *Friedrich Zorn* als Lehrherr *Böttgers* eine mehr oder minder große Rolle. Genannt sei vor allem: *J. Ch. F. v. Langermann*, Schaff Gold, *Böttger!* Der Lebensroman des Porzellanerfinders [sic!] *Johann Friedrich Böttger*. Leipzig 1940 (36.-41. Tausend 1942) (439 S. 8^o). Hier wird *Zorn* mit seiner Familie und seiner Apotheke in epischer Breite behandelt (S. 22-116), und eine vom Roman-Verfasser erdichtete Tochter „*Hanna Zorn*“ wird durch den ganzen Roman reichlich rührselig als ewige Braut *Böttgers* hindurchgeführt; sie drückt sogar dem angeblichen Porzellanerfinder am 13. März 1719 als Sterbenden die Augen zu, wofür ihr der sächsisch-polnische Kurfürst-König *August der Starke* „wie segnend“ die Hand „leicht“ auf den Scheitel legt und sagt: „Bleibt bei uns, *Hanna Zorn!* Und pflegt unseres *Böttgers* Grab! An nichts soll es Euch fehlen!“ – und dann verläßt der König den Toten, „gefolgt von *Hannas* leisem Schluchzen . . . Ende.“ – Auch *Johannes Kunckel* tritt als „Professor *Kunckel*“ und Pate der „*Hanna Zorn*“ in diesem „Lebensroman“ auf.

Rudolph Zaunick

Söhne starben im Säuglingsalter. Die einzige Tochter *Anna Elisabeth* heiratete den Probst an St. Nicolai *Porst*. Wie es scheint, starb sie nach ihrer zweiten Entbindung. Von den anderen drei Söhnen berichtet *Zorn*: „*Johann Friedrich*/ hat die Apotheker-Kunst erlernt/ und nachdem er aus Italien zurück nach Berlin gekommen/ ist er 1702 den 19. Julii im 24. Jahr seines Alters im HErn entschlafen [s. unten]. *Christian Friedrich*/ hat gleichfalls die Apothekerkunst gelernet/ und ist in Augsburg den 14. Februar 1709 im 24. Jahr seelig verblichen. *Carl Gottfried* ist in seinem 18. Jahr/ so gleichfalls die Apotheker-Kunst erlernt/ hier in Berlin den 7. April 1705 an der Schwindsucht Todes verblichen.“

Über das Leben des soeben genannten Sohnes *Johann Friedrich Zorn* sind wir noch etwas näher durch eine Leichenpredigt unterrichtet [71]. Er wurde 1678 geboren. Bis zu seinem 16. Lebensjahr erhielt er sowohl privat wie auch im Gymnasium Unterricht. 1694 begann seine Ausbildung in der Apothekerkunst. Im Jahre 1697 kommt er, wie schon sein Großvater und sein Vater, nach Hamburg. In der Ratsapotheke bei *Johann Stabl* arbeitet er $1\frac{3}{4}$ Jahr. 1699 finden wir ihn in Nürnberg bei *Johann Leonhard Keller*, wo er $1\frac{1}{2}$ Jahr bleibt. „Anno 1699 im September verfügte er sich nach Augsburg/ um da selbst die berühmtesten Officinen zu besuchen/ blieb auch allda bey Herrn *Bürmann dem älteren* ein ganzes Jahr.“ Über Tirol geht er im Jahre 1700 nach Rom, wo er die Jubelfeier erlebt. Zur Ostermesse 1701 ist er in Leipzig, und am 30. April kehrt er nach Berlin zurück. Er arbeitet nun in der Apotheke seines Vaters, doch war seine Gesundheit nicht die stärkste. „Anlangend seine Kranckheit, und endlichen Abschied/ so war er fast von Jugend auff immerzu zu einem schwindsüchtigen husten geneiget.“ Nach seiner Ankunft in Berlin verschlimmerte sich das Leiden derart, daß er innerhalb kürzester Zeit starb.

Nachdem die *Anna Catharina Stuck* am 28. November 1689 im Alter von 35 Jahren gestorben war, heiratete *Friedrich Zorn* in zweiter Ehe 1693 *Ursula Maria Bernhard*, die Tochter des Arztes *Georg Bernhard*. In dieser Ehe wurden zwei Kinder geboren, die aber kurz nach der Geburt verstarben. Als am 28. Juni 1716 *Friedrich Zorn* im Alter von 73 Jahren starb, wurde er nur von einer Enkelin, *Elisabeth Porst*, überlebt, die am 13. Januar des gleichen Jahres mit dem Apotheker *Johann Christoph Schrader* (s. unten S. 70) öffentlich verlobt worden war. Über die Hintergründe der Verlobung berichten die Berliner geschriebenen Zeitungen [81] S. 517 unter dem 2. Juni 1716: „Der König hat einen andern Officier auch durch eine Heuraht glücklich machen wollen, in dem des Probst und Predigers *Porsta* Tochter, weil die selbe ein einziges Kind auch Erbin von ihrem Großvater, einem Apotheker Namens *Zorn*, ist, und als vor eine Parthey von m/60 thl. gehalten wird. Allein der Probst, ihr Vatter, hat von des Königs intention Nachricht überkommen und sofort seine Tochter an des Apothekers Provisorem versprochen. Wie der König nun jemand an denselben abgefertigt, die Anwerbung vor einen Officier zu thun, hat er zur Antwort gegeben, daß seine Tochter bereits solemniter verlobet und versprochen sey, womit auch der König zu frieden gewesen.“ Dies Vorgehen *Friedrich Wilhelms I.* ist auch in anderen Fällen belegt, nur gab er sich nicht so schnell geschlagen. Die Väter mußten ihre Töchter regelrecht loskaufen.

10. *Christoph Peutzer jun., 1630—1676.*

Christoph Peutzer betrieb ebenfalls im 17. Jahrhundert in der Residenz eine Apotheke [1]. Die Leichenpredigt bei der „Beerdigung des weiland WolEhrenvesten/ GroßAchtbarn und Kunsterfahnen Hrn. *Christoff Peutzer* Apotheke in der Churfürstl. Brandenb. Residentz und Veste Cölln“ wurde von dem Prediger an der Petrikirche *L. H. Thering* [72] gehalten. Die Widmung nennt neben der Witwe und den meist unverheirateten Töchtern sowie dem der „Apothekerkunst Beflissenen“ Sohn noch einen Danziger Handelsmann und einen „Peruquer“ als Schwieger-söhne.

Die Vita berichtet, daß *Christoph Peutzer jun.* im Jahre 1630 als Sohn des Apothekers und Ratskammerers *Christoph Peutzer sen.* und seiner Frau *Katharina* geb. *Lemmken* in Cölln geboren wurde. *Katharina Lemmke* war die zweite Frau des *Christoph Peutzer sen.*, der in erster Ehe mit *Elisabeth Aschenbrenner* 29 Jahre verheiratet war (s. oben S. 57). In dieser Ehe wurden 22 Kinder geboren, von denen aber keines das 14. Lebensjahr erreichte. Der Großvater von *Christoph Peutzer jun.* war der Diakon und Prediger *Lucas Peutzer* zu Frankfurt an der Oder, und mütterlicherseits der kurfürstliche Garnmeister in der Feste Spandau *Michael Lemmke*.

Der Vater des jungen *Christoph* starb früh. Seine Mutter heiratete den Apotheker *Georg Beerwald*. Dieser schickte den Jungen auf das Gymnasium. Danach wurde er zu *Georg Mohr* nach Leipzig in die Lehre gegeben. Nachdem *Christoph* drei Jahre in Leipzig war, befahl ihn eine schwere Krankheit, so daß die Eltern ihn wieder nach Hause nehmen mußten. Nach seiner Genesung beendete er bei seinem Stiefvater die Ausbildung in der Apothekerkunst. „Damit er aber sein Fürhaben im Reisen bester massen könnte fortsetzen/ hat er mit Bewilligung seiner Eltern die Balbier-Kunst zu erlernen noch Beliebung getragen/ derothalben sie denselben bey den sel. Herrn *Peter Preussen*/ Bürger und Balbier allhier zu Cölln/ in die Lehre gethan; Nach außgestandenen seinen Lehr-Jahren hat er sich auff die Wanders(ch)afft begeben/ und endlich nach wolverrichteter Reise frisch und gesund allhier wiederumb bey den Seinigen angelanget.“ Der „Balbier“ der damaligen Zeit war nicht nur ein Friseur im heutigen Sinne, sondern zählte zu den Heilberufen, da er zusammen mit dem Bader Kranke behandelte. Er führte die von dem gelehrten Arzt gegebenen Anweisungen, wie z. B. Aderlässe, Klistiere usw., aus und betrieb die Wundbehandlung auf bestimmten Teilgebieten der heute sog. „kleinen Chirurgie“. In Berlin erwerben bis ungefähr zum Jahre 1720 Balbiere das Bürgerrecht, während nach diesem Zeitpunkt Chirurgen, die dann Balbierstuben besitzen (von einem dieser Chirurgen heißt es sogar, „kann wegen Blödigkeit des Verstandes nur mit Bartscheren etwas verdienen, nimmt weder Kuren noch Aderlässe vor“), Bürger werden [73].

Nach seiner Rückkehr heiratete *Peutzer* auf Anraten seiner Eltern *Maria Magdalena Francke*, die Tochter eines Predigers, die bei ihrem Vetter, dem Bürgermeister *M. Zarlang*, in Berlin lebte. Aus dieser Ehe gingen neben sechs Töchtern ein Sohn

Johann Caspar Peutzer hervor, der beim Tode des Vaters in Königsberg in Preußen in der Ausbildung stand: *Christoph Peutzer jun.* erkrankte an der Schwindsucht und starb 1676 im Alter von 45 Jahren.

11. *Johann Caspar Peutzer, 1660—1690*

Auch *Johann Caspar Peutzer*, dem Sohne *Christoph Peutzers*, war kein langes Leben beschieden. Dem „Wohl-Ehrenvesten und Wohl-geachteten Herrn *Johann Caspar Peutzer*/ Gewesenen Apothekers allhier in Cölln“ wurde von *F. J. Lützens* schon im Jahre 1690 die Leichenpredigt gehalten [74].

Johann Caspar wurde am 22. Januar 1660 als Sohn des Apothekers *Christoph Peutzer jun.* geboren. Im Alter von 14 Jahren (1675) wurde er zu *Johann Römermann* nach Königsberg in Preußen gegeben, bei dem er 5 Jahre lernte. Er blieb nach der Lehrzeit noch ein halbes Jahr als Geselle dort. Im Jahre 1681 reiste er nach Berlin, um seine seit 1676 verwitwete Mutter zu besuchen. Im folgenden Jahre wurde er kurfürstl. brandenburg. Reiseapotheker. In dieser Stellung blieb er zwei Jahre und begab sich dann nach Hamburg und wenig später nach Lübeck, wo er zwei Jahre in der Ratsapotheke arbeitete. „Von dannen hat Er sich in Dessau/ in Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Anhalt Hof-Apotheke begeben/ und darinn ein halb Jahr lang aufgehalten/ hätte auch gerne länger darinnen verharret/ wann nicht seine Frau Mutter Ihn Ihren Sohn/ als dessen Hülffe sie nun nicht länger entbehren konte/ nach Hause beruffen/ und die Apotheke Anno 1687 ihm anvertrauet hätte“.

Aber schon am 12. Februar 1690 starb er im Alter von 30 Jahren, wie es scheint, an der gleichen Krankheit wie sein Vater — der Schwindsucht.

12. *Johann Christoph Schrader, 1683—1744*

Betrachten wir nun noch den Lebenslauf eines Mannes, der sowohl als Apotheker als auch als Kaufmann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Berlin eine führende Rolle gespielt hat: *Johann Christoph Schrader* ([1]; [33] S. 58). Der Archidiakon zu St. Nicolai und Prediger zum Grauen Kloster *G. Ch. Haine* hielt am 6. Juli 1744 bei der Beerdigung des „Hoch-Edlen und Kunst-erfahrenen Herrn *Johann Christoph Schraders*, Würcklichen Mit-Gliedes und Rendanten des Ober-Collegii Medici, privilegirten Apothekers, wie auch berühmten Kauff- und Handels-Manns hieselbst“ die Leichenpredigt [74]. Sie berichtet, daß *Schrader* am 2. April 1683 als Sohn des Kauf- und Handelsmannes *Johann Schrader* und seiner Ehefrau *Catharina* geb. *Köppen* in Magdeburg geboren wurde. Als *Johann Christoph* 12 Jahre alt war, starb sein Vater. Seine Mutter heiratete später den Ratskämmerer *Ch. W. Naumann*. Der junge *Schrader* wurde auf die Lateinschule geschickt, und da er „große Lust zur Apotheker-Kunst bezeugte“, 1698 nach Berlin zu *Friedrich Zorn* (s. oben S. 65) in die Lehre gegeben.

Nach der Lehrzeit ging er auf Vermittlung von *Zorn* zu *Christian Kirchhoff* nach Hamburg (1703). Dort blieb er zwölf Jahre in Condition. 1715 reiste er von Hamburg über Berlin nach Magdeburg, um „eines und das andere, wegen Seiner seeligen Eltern Verlassenschaft, einzurichten. Als solches geschehen war, ging Er nach

Holland, und von da, wieder nach Berlin, und tratt bey Seinem treuen Lehr-Herrn in Condition“. Beim Tode *Zorns* 1716 erbte er dessen Apotheke. Er hatte kurz vorher sich mit (s. oben S. 67) dessen Enkelin *Elisabeth Porst*, der Tochter des Probstes an St. Nicolai, verlobt, die er auch kurz darauf heiratete. Aus dieser Ehe ging nur eine Tochter hervor.

Schrader muß der wissenschaftlichen Seite des Apothekerberufes sehr aufgeschlossen gegenübergestanden haben, sonst wäre er wohl nicht Mitglied des Obercollegium Medicum der obersten Preußischen Medizinalbehörde geworden. Unter den Berliner Apothekern muß er eine führende Stellung eingenommen haben, denn er ist öfter der Wortführer seiner Berufsgenossen im Streit der Apotheker mit den Destillateuren und Aquavitbrennern.

Aber auch als Kaufmann begegnen wir *Schrader*. Seit 1725 beteiligte er sich an der russischen Kompagnie, einem großen Handelsunternehmen in Preußen ([50] S. 226). Im Jahre 1735 hatte *Schrader* 30 000 Taler bei der Gesellschaft stehen. Dies war nach dem Berliner Bank- und Handelshaus *Splittgerber & Daum*, das mit 72 000 Talern der Gesellschaft verhaftet war, die größte Einlage.

Schrader starb 1744 im Alter von 61 Jahren. Er vermachte dem Gymnasium zum Grauen Kloster und dem Magdeburger Gymnasium je 1000 Taler unter der Bedingung, daß die studierende Jugend „nebst anderen Wissenschaften in der deutschen Sprache, beydes im Reden und Schreiben wohl und besser mit zu unterrichten und zu üben“ sei ([68] Sp. 563).

IV.

Schlußbetrachtung

An Hand des hier ausgebreiteten Materials lassen sich einige Schlußfolgerungen über die soziale Stellung der Berliner Apotheker ziehen.

1. Die Apotheker müssen in der Stadt seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine sehr angesehene Stellung besessen haben. Auf Grund ihres Wohlstandes bekleideten sie städtische Ämter, die im allgemeinen nur der Kaufmannschaft vorbehalten waren. Aus dieser Tatsache läßt sich schließen, daß die Apotheker in der damaligen Zeit vornehmlich als Kaufleute angesehen wurden. Wenn *Dann* [76] sagt: „Gesellschaftlich waren die Apotheker um 1725 noch fast den Handwerkern zuzuzählen“, so trifft dies für die Berliner Verhältnisse keineswegs zu. Sie zählten zwar nicht zu den Gelehrten und mußten deshalb das Bürgerrecht erwerben [45] — ein Versuch, sich dem Erwerb des Bürgerrechts zu entziehen, wurde mit dem Hinweis, daß die Apotheker „bürgerliche Nahrung“ trieben, vom König abgewiesen —, aber als Handwerker fühlten sich die Apotheker nicht, und sie wurden von ihren Zeitgenossen auch als solche nicht angesehen. Die in den Leichenpredigten angegebenen Titel zeigen deutlich, welche gesellschaftliche Stellung man den Apothekern damals einräumte.

2. Die Widmungen der Leichenpredigten zeigen deutlich die engen verwandtschaftlichen Beziehungen der Apotheker zu den Kaufleuten. Dagegen treffen wir in der Verwandtschaft der Berliner Apotheker

nur selten Ärzte. Unter den Frauen der Apotheker sind neben Kaufmannstöchtern auch eine Reihe von Pastorentöchtern zu finden. Die Töchter der Berliner Apotheker scheinen dagegen Männer geheiratet zu haben, die vorwiegend Berufen angehörten, die man später als Beamte bezeichnete. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Verwandtschaft der Apotheker „im gehobenen Bürgertum“ zu suchen ist. Um ein endgültiges Urteil abgeben zu können, ist das hier vorgelegte Material aber zu gering. Verwandtschaftliche Beziehungen der Berliner Apotheker nach Süddeutschland sind nicht häufig gewesen (vgl. auch [45]), ganz im Gegensatz zu den Verhältnissen im damaligen Mitteldeutschland, wo eine enge personelle Bindung vor allem mit Nürnberg bestand [77]. Über den indirekten Einfluß des süddeutschen Apothekenwesens auf die Berliner Apotheken läßt sich allerdings damit noch nichts aussagen.

3. Über die *Ausbildung* erfahren wir aus den Leichenpredigten, daß man nach dem Besuch einer Lateinschule meist in jungen Jahren in die Lehre trat, die im allgemeinen 5 Jahre dauerte. Daran schloß sich eine Gehilfenzeit an, die oft in verschiedenen Städten abgeleistet wurde. Das *Reisen der Apotheker* scheint verschiedene Formen gehabt zu haben. Eine Wanderpflicht für Apotheker hat es in Deutschland nicht gegeben. Sie ist schon deshalb unwahrscheinlich, da die Apotheker im allgemeinen keine Gilde bildeten. Manche Apotheker, wie z. B. die *Zorns*, scheinen eine Kavalierstour gemacht zu haben. Bei anderen wird das Reisen mehr dem Wandern der Handwerksburschen geglichen haben. Die Frage des Reisens der Apotheker bedarf noch einer gründlichen Untersuchung, ehe ein allgemeines Urteil abgegeben werden kann. Die Berliner Apotheker zogen in erster Linie zu den großen Handelsplätzen wie z. B. Hamburg, Lübeck, Leipzig, Frankfurt/Main. Wir finden nur wenige Berliner Apotheker, die in Süddeutschland konditioniert haben. Im allgemeinen wurden die norddeutschen Handelsstädte besucht. Universitätsstädte dagegen scheinen nur selten aufgesucht worden zu sein. Auch hieraus kann man schließen, daß sich die damaligen Berliner Apotheker mehr als Handelsleute denn als Wissenschaftler fühlten. Wieweit chemische und botanische Kenntnisse bei der Erlernung der Apothekerkunst bis zum 18. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben, geht aus den Texten der Leichenpredigten nicht hervor.

4. Schließlich ist noch auffallend, daß die meisten der erwähnten Berliner Apothekerfamilien innerhalb kurzer Zeit im Mannesstamm aussterben. *Aschenbrenner* hinterläßt keinen Sohn, *Földerich* und *Schrader* haben nur eine Tochter, und die Familie *Peutzer* stirbt, nachdem sie in Berlin ein Apothekerprivileg erhalten hatte, im Mannesstamm in der dritten Generation aus. *Friedrich Zorn* wird nur von einer Enkelin überlebt.

Unter Beachtung der notwendigen Quellenkritik bieten die Leichenpredigten über Alt-Berliner Apotheker interessante Nachrichten zur Geschichte des Apothekenwesens und seiner Träger in Berlin.

SCHRIFTTUM

- [1] *Gelder, Hermann*, Zur Geschichte der privilegierten Apotheken Berlins: *Pharmaz. Ztg.* **70** (1925) S. 108–111, 471–473, 490–492.
- [2] *Baetke, K.*, Die Apotheke zur Sonne in Berlin: *Apotheker-Ztg.* **11** (1896) S. 483–484.
- [3] *Wernicke, Ewald*, Das zweihundertjährige Jubiläum der Apotheke zum weißen Adler in Berlin: *Pharmaz. Ztg.* **46** (1901) S. 785–786.
- [4] *von Gusnar, Alfred*, Zur Geschichte der Apotheke zum weißen Adler: *Mitt. Ver. Gesch. Berlin* **34** (1914) S. 14–17.
- [5] *Kügler, Hermann*, Die Apotheke in der Oranienburger Straße 37: *Mitt. Ver. Gesch. Berlin* **39** (1922) S. 28–29.
- [6] *Clauswitz, Paul*, Die Apotheke in der Propststraße: *Mitt. Ver. Gesch. Berlin* **34** (1917) S. 53–54.
- [7] 250 Jahre Polnische Apotheke in Berlin: *Pharmaz. Ztg.* **77** (1932) S. 479.
- [8] *Wartenberg, Fritz*, Rothe Apotheke in Berlin. Berlin 1932.
- [9] *Hasselberg, Felix*, Neues aus der Geschichte der Apotheke zum weißen Adler: *Berlinische Blätter Gesch. u. Heimatkunde* **2** (1935) S. 66–69.
- [10] *Müller-Heester, Herbert*, Das älteste Berliner Apothekenrecht: *Dtsch. Apotheker-Ztg.* **54** (1939) S. 681–682.
- [11] *Grimm, Jacob, u. Wilhelm Grimm*, Deutsches Wörterbuch **1** (Leipzig 1854) Sp. 537.
- [12] *Philippe, A.*, Geschichte der Apotheker bei den wichtigsten Völkern der Erde seit der ältesten Zeit bis auf unsere Tage, übersetzt von Hermann Ludwig. 2. Aufl. Jena 1859.
- [13] *Wilkening*, Zur Geschichte des Wortes Pharmazie und zur Bedeutung des Wortes Apotheker: *Pharmaz. Ztg.* **75** (1930) S. 225.
- [14] *Berendes, Julius*, Das Apothekenwesen: Stuttgart 1907.
- [15] *Friede, H.*, Würzburger Apotheken: *Pharmaz. Ztg.* **72** (1927) S. 321–323.
- [16] *Preisigke, Friedrich*, Deutsches Apothekenwesen im Mittelalter: *Apotheker-Ztg.* **3** (1888) S. 222–223, 235–236.
- [17] *Boeblich, Ernst*, Die Anfänge des Apothekenwesens in Breslau: *Pharmaz. Ztg.* **80** (1935) S. 702–703.
- [18] *Schmidt, Alfred*, Die Kölner Apotheken von der ältesten Zeit bis zum Ende der reichsstädtischen Verfassung. 2. Aufl. Mittenwald 1930.
- [19] *Moehsen, Johann Carl Wilhelm*, Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft. Berlin–Leipzig 1781.
- [20] zitiert nach: *S. Feldbaus*, Die Apothekengesetze in Preußen hrsg. von O. Borgstette (Münster 1902) S. 48.
- [21] *Schmidt, Alfred*, Über den Ursprung der Apotheken: *Pharmaz. Ztg.* **72** (1927) S. 1107 bis 1109.
- [22] *Riedel, Adolf Friedrich*, Codex diplomaticus Brandenburgensis, Hauptteil 3, Bd. 1 (Berlin 1859) S. 515 Nr. 368.
- [23] *Hörmann, Johannes*, Die Königliche Hofapotheke zu Berlin 1598–1898: *Hohenzollern-Jahrb.* **1898**, S. 208–226.

- [24] Das älteste Berliner Bürgerbuch 1453–1700, hrsg. von *Peter von Gebhardt*. Berlin 1927. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Berlins Bd. 1.)
- [25] *[Urdang, Georg]*, Die geschichtliche Entwicklung des Arbeitsgebietes des Apothekers: Pharmaz. Ztg. **79** (1934) S. 51–53, 64–65.
- [25a] *Wankmüller, Arnim*, Zur Frage der Trennung des ärztlichen und pharmazeutischen Berufs in Deutschland: Med. Monatsschr. **7** (1953) S. 590–594.
- [25b] *Sappert, Kurt*, Der Apotheker[beruf] als Zunft Handwerk: Zur Gesch. d. Pharmazie, Geschichtsbeilage d. Deutschen Apotheker-Ztg. **1955**, Nr. 1 S. 1–3.
- [25c] *Daems, F. W.*, Die Termini technici apoteca und apotecarius im Mittelalter: Veröff. der Internat. Ges. für Gesch. der Pharmazie N. F. Bd. **8** (Eutin 1956) S. 39–52.
- [26] *Mylius, Christian Otto*, Corpus constitutionum Marchicarum, 1750, Theil V, Abth. IV, I. Cap. Nr. XIII: „Reglement und Ordonanz wegen der Hof-Apotheke vom 22ten July 1712“.
- [27] Ebenda, Theil V, Abth. IV, I. Cap. Nr. XXXII (Sp. 241): 12. Mai 1725 „Von denen Apotheckern“.
- [28] Ebenda, Theil V, Abth. IV, I. Cap. Nr. XXXVI: „Declaration der allgemeinen Medicinalordnung vom 27ten Sept. 1727“.
- [29] Berliner Stadtarchiv Nr. 15 757: „Acta die Befugniß der Apotheker zum Handel mit Material-Waaren betreffend, Anno 1787“.
- [30] *Rachel, Hugo*, Das Berliner Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus. Berlin 1931. (Berlinische Bücher 3.)
- [31] *Koch, E.*, Das Apothekenprivileg im Wandel der Zeiten: Pharmazie **9** (1954) S. 168–172.
- [32] *Häfliger, Josef Anton*, Das Apothekenwesen Basels. Sonderdruck der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Berlin, aus Band 36 u. 37 der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1937/38.
- [33] *Adlung, Alfred*, Der Berliner Apotheker-Verein in seiner geschichtlichen Entwicklung. Berlin-Charlottenburg 1932.
- [34] *Schniderschitsch, Norbert*, Die Geschichte der Pharmazie in Steiermark bis zum Jahre 1850. Mittenwald o. J.
- [35] *Adlung, Alfred*, u. *Georg Urdang*, Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie. Berlin 1935.
- [36] *Urdang, Georg*, u. *Hans Dieckmann*, Einführung in die Geschichte der deutschen Pharmazie. Frankfurt/M. [1955].
- [37] *Remme, Karl-Dietrich*, Beitrag zur Entwicklung des Medizinalwesens in Brandenburg-Preußen im ausgehenden 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Med. Diss. Berlin 1954.
- [37a] *Dieckmann, Hans*, Geschichte und Probleme der Apothekerausbildung in erster Linie in Frankreich und Deutschland. Frankfurt/M. 1954.
- [38] *[Rotb, Job. Ferd.]* Versuch einer Geschichte des Apothekenwesens in der freyen Reichsstadt Nürnberg. Dem ... Medizinischen Collegium bey der Feyer seiner 200jährigen Existenz ... gewidmet von den sämtlichen Mitgliedern des Nürnbergischen Collegii Pharmaceutici. Den 30sten May 1792. – Unveränderter Neudruck hrsg. vom Apothekerverein Nürnberg und Umgebung und von der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie.
- [39] *Brunner, L.*, Festschrift vom Apothekerverein Nürnberg und Umgebung zur Erinnerung an die vor 300 Jahre erfolgte Gründung des „Collegium Pharmaceuticum Norimbergense“. Stuttgart 1932.
- [40] *von Arnswald, Werner Konstantin*, Über Leichenpredigten. Leipzig 1926. (Praktikum für Familienforscher 15.)
- [41] Katalog der fürstlich Stolberg-Stolberg'schen Leichenpredigten-Sammlung hrsg. v. *Werner Konstantin von Arnswald*. Bd. 1–4. Leipzig 1927–1935.
- [42] *Nobl, [Hermann]*, Die Leichenpredigten der Bibliothek des grauen Klosters: Vjschr. Wappen-, Siegel- u. Familienkunde (Herold) **31** (1901) S. 191–291.
- [43] *Wecken, Friedrich*, Übersicht über Sammlungen von Leichenpredigten in Deutschland: Familiengesch. Bl. **17** (1919) Sp. 121–124, 153–156.

- [Verwiesen sei noch auf später erschienene Kataloge wie:
von Gebhardt, Peter, Verzeichnis der Leichenpredigten und personengeschichtlichen Gelegenheitsschriften des 16. und 17. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Leipzig 1920. 167 S.
- Linke, Wilhelm*, Katalog der Leichenpredigten und sonstigen Personalschriften des Staatsarchivs zu Hannover, nebst Ergänzungen zu des Verfassers Niedersächsischer Familienkunde. Leipzig 1931. 276 S.
- von Alvensleben, Albrecht*, u. *Hans Friedrich von Ebrekrook*, Die Leichenpredigten in der von Alvensleben'schen Lehnbibliothek auf Schloß Erxleben II: Arch. Sippenforsch. 12 (1935) S. 280–283, 317–322, 367–372, 403–408.
- Dammann, Oswald*, Leichenpredigten und Leichengedichte der Universitätsbibliothek Heidelberg: Arch. Sippenforsch. 13 (1936) S. 230–234, 267–272, 302–306. *Rudolph Zaunick*
- [44] *Gelder, Hermann*, Biographische Nachrichten über Apotheker aus Leichenpredigten: Süddtsch. Apotheker-Ztg. 71 (1931) S. 1023.
- [45] *Stürzbecher, Manfred*, Das Berliner Bürgerbuch als Quelle der Pharmaziegeschichte: Pharmazie 8 (1953) S. 1053–1058.
- [46] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 17: Leichenpredigt für *Michael Aschenbrenner*, gest. Berlin 9. 8. 1605; Verf.: Mag. *Hieronymus Brunner*, gedruckt Wittenberg 1605 Joh. German.
- [47] *Gelder, Hermann*, Zur Geschichte der (vormals Königlichen) Hofapotheke zu Berlin: Apotheker-Ztg. 40 (1925) S. 1364–1367.
- [48] *Gelder, Hermann*, Michael Aschenbrenner (1594–1605): Mitt. Ver. Gesch. Berlin 42 (1925) S. 52–53.
- [49] *Wernicke, Ewald*, Geschichte der Königlichen Hofapotheke zu Berlin: Pharmaz. Ztg. 43 (1898) S. 259–262, 270–271, 287.
- [50] *Rachel, Hugo*, *Johannes Papritz* u. *Paul Wallich*, Berliner Großkaufleute und Kapitalisten. 3 Bde. Berlin 1934–1938. (Veröffentlichungen d. Ver. f. d. Gesch. d. Mark Brandenburg.)
- [51] *Faden, Eberhard*, Berlin im dreißigjährigen Krieg. Berlin 1927. (Berlinische Bücher 1.)
- [52] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin Bd. 15.
- [53] Die Bürgerbücher von Cölln an der Spree 1508–1611 und 1689–1709, hrsg. von *Peter von Gebhardt*. Berlin 1930. (Quellen u. Forsch. zur Geschichte Berlins 3.)
- [54] *Harms, Bruno*, Die Anfänge des Stadtphysikats in Berlin und Brandenburg: Berliner Gesundheitsblatt 4 (1953) S. 248–250.
- [55] *Gelder, Hermann*, Die älteste Brandenburgische Arzneitaxe vom Jahre 1574: Pharmaz. Ztg. 72 (1927) S. 548–549.
- [56] *Gelder, Hermann*, Zur Altberliner Apothekengeschichte: Apotheker-Ztg. 46 (1931) S. 1351.
- [57] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 18: Leichenpredigt für *Regina Bawralt*, gest. Berlin 30. 8. 1619; Verf.: M. *Joachim Nisaeum*, gedruckt Berlin 1619 Georg Runge.
- [58] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 25 Nr. 10: Leichenpredigt für *Christoph Fabrenholz*, gest. Berlin 26. 5. 1685; Verf.: *Christian Rotaridis*, gedruckt Cölln an der Spree o. J. Georg Schultzes Wittwe.
- [59] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 25 Nr. 11. Leichenpredigt für *Christoph Friedrich Fabrenholz*, gest. Berlin 2. 6. 1669; Verf.: Mag. *Johann Buntebart*, gedruckt Cölln an der Spree 1669 Georg Schultze.
- [60] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 27 Nr. 17: Leichenpredigt für *Christoff Földerich*, gest. Berlin 31. 3. 1629; Verf.: Mag. *Johann Fesselius*, gedruckt Berlin 1629 Typis Rungianis.
- [61] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 24 Nr. 28: Leichenpredigt für *Jacob am Ende*, gest. Berlin 2. 10. 1662; Verf.: *Elias Sigismund Reinhardt*, gedruckt Leipzig o. J. Johann Wittigau.

[62] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 57 Nr. 13: Leichenpredigt für *Bartholomeus Zorn*, gest. Berlin 26. 5. 1667; Verf.: *Samuel Lorentz*, gedruckt Guben 1669 Christoff Gruber.

[63] *Schmoller, Gustav*, Das Brandenburgisch-preußische Innungswesen von 1640–1806: Forsch. Brandenburg-preuß. Gesch. 1 (1888) S. 57–109, [325–383].

[64] *Brunner, Otto*, Adliges Landleben und europäischer Geist. Wien 1949.

[65] *Wolf, Adam*, Fürst Wenzel Lobkowitz. Wien 1869.

[66] Personenschriftensammlung der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin (Ee 8082): Leichenpredigt für *Friedrich Zorn*, gest. Berlin 6. 6. 1716; Verf.: *Johann Lysius*, gedruckt Berlin o. J. Gotthard Schlechtig.

[67] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 57 Nr. 15: Leichenpredigt für *Anna Catharina Stuckin*, gest. Berlin 8. 12. 1689; Verf.: *Daniel Heinrich Heimbürger*, gedruckt Berlin o. J. Salfeldersche Wittwe.

[68] *Küster, Georg Gottfried*, Des Alten und Neuen Berlin dritte Abtheilung. Berlin 1756.

[69] *Reimann, F. P.*, Das Tabaksmonopol Friedrichs des Großen. München–Leipzig 1913.

[70] *Giertz, Alexander*, Chronik der Gemeinde Weißensee bei Berlin. Berlin 1905–1906.

[71] Personenschriftensammlung der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin (Ee 1660): Leichenpredigt für *Johann Friedrich Zorn*, gest. Berlin 29. 1. 1702; Verf.: *Philipp Jacob Spener*, gedruckt Frankfurt/M. 1703 Johann David Zunner. (*Pb. J. Speners* Christliche Leichenpredigten Abth. 12 Nr. 4.)

[72] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 43 Nr. 18: Leichenpredigt für *Christoff Peutzer*, gest. Berlin 31. 1. 1676; Verf.: *Lucas Heinrich Thering*, gedruckt Cölln an der Spree 1676 Georg Schultze.

[73] Die Bürgerbücher und die Bürgerprotokollbücher Berlins von 1700 bis 1750, hrsg. von *Ernst Kaeber*, Berlin 1934. (Quellen u. Forsch. zur Gesch. Berlins 4.)

[74] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 43 Nr. 19: Leichenpredigt für *Johann Caspar Peutzer*, gest. Berlin 12. 2. 1690; Verf.: *Franz Julius Lütken*, gedruckt Cölln an der Spree o. J. Ullrich Liebert.

[75] Personenschriftensammlung des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, Bd. 23, Leichenpredigten in Folio, Nr. 16: Leichenpredigt für *Johann Christoph Schrader*, gest. Berlin 30. 6. 1744; Verf.: *George Christian Haine*, gedruckt Berlin o. J. Gottfried Michaelis.

[76] *Dann, Georg Edmund*, Das Preußische Medizinedikt von 1725: Pharmaz. Ztg. 70 (1925) S. 1319–1320.

[77] *Kramm, H.*, Bemerkungen zur älteren Geschichte der mitteldeutschen Apotheken (vor 1600): Pharmazie 6 (1951) S. 667–673.

[78] *Hoffmann, Leo*, Das württembergische Zunftwesen und die Politik der herzoglichen Regierung gegen die Zünfte im 18. Jahrhundert. Staatswiss. Diss. Tübingen 1906.

[79] *Brans, P. H.*, Gilden in Belgie, Nederland en Luxemburg, waartoe Apothekers hebben behoord: Pharmac. Tijdschr. Belgie 31 (1954) S. 127–153.

[80] *Brans, P. H.*, Über Apothekerzünfte in den Niederlanden: Veröff. der Internat. Ges. für Gesch. der Pharmazie N. F. Bd. 8 (Eutin 1956) S. 31–38.

[81] *Ernst Friedländer*, Berliner geschriebene Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735 (Berlin 1902) (Schriften d. Ver. Gesch. Berlins H. 38).

[82] *Stürzbecher, Manfred*, Bartholomaeus und Friedrich Zorn, zwei Berliner Apotheker des Barock: Pharmaz. Ztg. 101 (1956) S. 641–645.

Anschrift des Verfassers: Dr. Manfred Stürzbecher, Berlin O 34, Warschauer Str. 16

Die Bedeutung des Görlitzer Arztes Dr. Chr. Aug. Struve für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung in der Oberlausitz von 1800 bis 1807

Von
DIETRICH TUTZKE¹⁾

Mit 5 Abbildungen im Text

*Christian August Struve*²⁾ wurde am 28. Januar 1767 als Sohn eines angesehenen Apothekers in Görlitz geboren. Nach Besuch des dortigen Gymnasiums studierte er von 1786–1790 Medizin an der Universität in Leipzig. Im Anschluß an die Promotion kehrte er in die Heimat zurück. Er übernahm zunächst die Apotheke seines inzwischen (1789) verstorbenen Vaters und beschränkte daher seine ärztliche Praxis auf ein Minimum. Im Jahre 1794 verpachtete er jedoch die Apotheke (s. Abb. 1), um sich nun ganz seinen Kranken zu widmen. Zu gleicher Zeit übertrug der Rat der Stadt ihm und einem Wundarzt die ärztliche Betreuung der Kranken in den städtischen Hospitälern, die ihrem Wesen nach unseren heutigen Altersheimen entsprachen. Nebenbei betätigte er sich in zunehmendem Maße als populär-medizinischer Schriftsteller³⁾. In der Franzosenzeit betreute er als Etappenarzt die aus Schlesien kom-

1) Die Arbeit entstammt dem Institut für Sozialhygiene der Karl-Marx-Universität Leipzig (kommiss. Direktor: Dr. med. Karl Gelbke).

2) Über *Struves* Leben und Schriften s.: Laus. Magazin 1790, S. 190 u. 301; 1791, S. XX. – Laus. Monatsschr. 1795, I S. 380; 1796, I S. 44; 1797, II S. 446; 1798, II S. 183. – *G. Cbr. Hamberger* u. *J. G. Meusel*, Das gelehrte Teutschland, 5. Ausg., 7 (Lemgo 1798) S. 713–714; 10 (1803) S. 724–725; 11 (1805) S. 714; 12 (1806) S. 678; 15 (1811) S. 565–566; 20 (1825) S. 682. – Neue Laus. Monatsschr. 1801, I S. 458–460; 1807, II S. 525 u. 700–701; 1808, I S. 132–134. – *Cbr. A. Struve*, Heilungsmethode nach Grundsätzen der Erfahrung (Breslau u. Leipzig 1802) [der 2. Abschnitt dieses Werkes „Über den Gang meiner medizinischen Praxis und über mein Bestreben zu einer nützlichen Thätigkeit“ (S. 36–74) enthält zahlreiche autobiographische Angaben über seinen medizinischen Werdegang]. – *G. Fr. Otto*, Lexikon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetzt lebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler 3 (Görlitz 1803) S. 345–352 u. 804–805; Suppl.-Bd. (Görlitz u. Leipzig 1821) S. 427–430. – Neuer Görlitzer Anzeiger 5 (1807) S. 181 u. 185. – Biographie médicale 7 (Paris 1825) S. 277–278. – *A. C. P. Callisen*, Med. Schriftsteller-Lexikon 2 (Kopenhagen 1830) § 1748 c; 9 (1832) §§ 97 (3) u. 3135; 20 (1834) § 1968 (4); 22 (1835) §§ 136 u. 2412; 23 (1836) § 498; 25 (1837) §§ 805 b u. 831; 32 (1844) S. 468. – Neues Laus. Magazin 1833, S. 233; 1908, S. 270–271. – Dict. historique de la médecine ancienne et moderne 4 (Paris 1839) S. 231–235. – *J. C. Poggendorff*, Biogr.-lit. Handwörterbuch zur Gesch. der exacten Wissenschaften 2 (Leipzig 1863) Sp. 1035. – Dict. encycl. des Sciences médicales, 3e Série, 12 (Paris 1883) S. 388. – Index Catalogue, 1. Serie, 13 (Washington 1892) S. 829; 2. Serie, 16 (1911) S. 864. – *C. Weese*, Geschichte der Struveschen Apotheke am Untermarkt zu Görlitz (Görlitz 1894) S. 28. – *R. Jechti*, Kurzer Wegweiser durch die Geschichte der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften von 1779–1928 in: 150 Jahre Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften 1779–1928 (Görlitz-Biesnitz 1929) S. 4–6; Görlitz in der Franzosenzeit 1806–1815, 2. Aufl. (Görlitz 1934) S. 6. – Biogr. Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, 2. Aufl., 5 (Berlin u. Wien 1934) S. 463 [der dortige Hinweis auf Allg. Dtsch. Biogr. 36 (Leipzig 1893) S. 676 besteht zu Unrecht].

3) Alle geprüften bibliographischen Angaben sind unvollständig. Nach eigenen Untersuchungen hat *Struve* 50 selbständige Schriften herausgegeben. Dazu kommen: 40 Aufsätze in der „Laus. Monatsschrift“, 20 im „Reichsanzeiger“, 4 in *Hufelands* „Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst“, 4 in *Collenbuschs* „Wochen-



Abb. 1

Die Struyesche Apotheke zu Görlitz im Zustand vor 1831

(nach einer Abb. im Neuen Laus. Magazin 111 (1935) Taf. I)

Das Haus trägt an der Frontseite eine dreiteilige Sonnenuhr, die Zacharias Scultetus, der Bruder des Astronomen und Mathematikers Bartholomaeus Scultetus, 1550 angefertigt hat.

menden kranken und verwundeten Soldaten. Hierbei zog er sich eine Typhusinfektion zu, der er am 6. November 1807 erlag. Über seine allgemein-ärztliche und literarische Tätigkeit wurde bereits an anderer Stelle berichtet⁴⁾. In den letzten sechs Jahren

blatt des aufrichtigen Volksarztes“, 2 in *Junckers* „Archiv der Ärzte und Seelsorger wider die Pockennoth“. Nach *G. Fr. Otto*, Lexikon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetzt lebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler 3 (Görlitz 1803) S. 345–352 hat *Struve* überdies Arbeiten in *M. E. H. Albrechts* „Magazin für Landeschullehrer“ und in der „Bunzlauer Monatsschrift“ veröffentlicht. Diese beiden Angaben konnten nicht überprüft werden, da mir die entsprechenden Werke nicht zugänglich gemacht werden konnten. Die Städtischen Kunstsammlungen Görlitz, Abt. Oberlaus. Bibliothek der Wissenschaften, besitzen außerdem 11 unveröffentlicht gebliebene wissenschaftliche Manuskripte von ihm. Außerdem verfügen die dortigen Sammlungen über ein Originalölgemälde, ein an die Laus. Monatsschr. gerichtetes Originalschreiben und 6 Originalurkunden von *Struve*. Hierunter befinden sich neben der Urkunde über den Erhalt einer Schulprämie von 1784 seine Promotionsurkunde von 1790 und die Ernennungsurkunden über seine Aufnahme als Ehrenmitglied in die Schweizerische medizinische Gesellschaft für Ärzte und Wundärzte in Zürich von 1795, in die Leipziger ökonomische Gesellschaft von 1795, in die Londoner medizinische Gesellschaft von 1800 und in die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe von 1804. Nicht vorhanden ist die Urkunde über die Ernennung zum Ehrenmitglied der Königl. Humanitäts-Gesellschaft in London von 1797, wohl aber die sehr schöne Silbermedaille, die diese *Struve* 1797 verliehen hat.

⁴⁾ Der Görlitzer Arzt Dr. Chr. A. *Struve* – ein Gesundheitserzieher an der Wende zum 19. Jahrhundert: *Prophylaxe* 1 (1954) S. 272–279 (m. Bildnis). – Die Rolle der Struveschen Not- und Hilfstafeln in der hygienischen Volksaufklärung des ausgehenden 18. Jahrhunderts: *Med. Monatsschr.* 8 (1954) S. 769–771.

seines kurzen Lebens erwarb er sich besondere Verdienste durch seinen vorbildlichen Einsatz für die Kuhpockenimpfung.

Als *Struve* seine ärztliche Laufbahn begann, hatte *Edward Jenner* die Ergebnisse seiner jahrelangen Beobachtungen und Versuche noch nicht veröffentlicht. Im Kampf gegen die Pocken mußten sich die Ärzte zu jener Zeit noch der Variolation oder Blatterninokulation bedienen. Sie war im Laufe des 18. Jahrhunderts von England auf den europäischen Kontinent gekommen, erfreute sich in Deutschland jedoch keiner besonderen Beliebtheit. Die Mängel, welche die Pfropfmethode belasteten, waren zu offensichtlich, um das Volk für die Impfung gewinnen zu können. Außerdem hatte das Blatternelend weite Volkskreise bereits abgestumpft und gleichgültig gemacht. Die immer wieder beobachtete Interesselosigkeit und Zurückhaltung der Bevölkerung gegenüber der Blatterninokulation konnte auch *Struve* für seine Heimat bestätigen:

„Die Blatternimpfung wurde vor ungefähr dreißig Jahren hier eingeführt; doch sie hat bisher noch nicht allgemeinen Eingang gefunden. Während sechs bis acht Epidemien wurden seitdem nicht viel über hundert Kinder geimpft. . . . Unter den niederen Klassen fand die Inokulation bei uns bisher fast gar keine Aufnahme“ [1].

Der einfache Mann bevorzugte nach wie vor das sogenannte *P o c k e n k a u f e n*, d. h. die Kinder wurden absichtlich der Infektion durch Pockenranke ausgesetzt. Dieser nicht unbedenkliche Volksbrauch war so verbreitet, daß ihn die Blatterninokulation nicht im geringsten zu erschüttern vermochte. *Struves* Bemühungen, seine Mitbürger durch Herausgabe einer Not- und Hilfstafel⁵⁾ sowie durch Veröffentlichung von Zeitschriftenartikeln⁶⁾ „über das Verhalten in den Blattern und über die Impfung“ aufzuklären, hatten daher wenig Erfolg [2]. Eine Änderung sollte erst die Einführung der Kuhpockenimpfung bringen.

Durch *Jenners* Großtat hatte *Struves* entscheidende Stunde geschlagen. In der Vaccination sah er die bedeutendste Errungenschaft seiner Zeit:

„Die Ausrottung der Menschenblattern führt eine neue Epoche herbei, die in der Geschichte noch merkwürdiger sein wird, als die Völkerwanderungen und die Kreuzzüge; wichtig nicht bloß für einen Theil der Welt, sondern für die Geschichte der ganzen Erde. Aus der physischen Welt wird jene große Revolution in die moralische übergehen, einen neuen Umschwung der Dinge bewirken“ [3].

Eine derartige Begeisterung für die Kuhpockenimpfung läßt sich nur aus der damaligen Zeit heraus verstehen, in der die Blattern eine furchtbare Volksgeißel darstellten. In der überwiegenden Mehrzahl fand die Ansteckung im Kindesalter statt. Dadurch übten die Pocken einen wesentlichen Einfluß auf die Kindersterblich-

⁵⁾ *Struve, Chr. A.*, Noth- und Hilfstafel zur Verminderung des Pockenelends. Görlitz 1797. – Vgl. hierzu auch: *Chr. A. Struve*, Ankündigung eines Mittels zur Verminderung des Pockenelends: Reichsanzeiger 1796, II Sp. 6811–6812; desgl. Archiv der Ärzte und Seelsorger wider die Pockennoth, Stück 2 (Leipzig 1797) S. 292. – Im 1. Stück (Leipzig 1796) S. 270–275 und im 2. Stück (Leipzig 1797) S. 180–182 dieses Archivs veröffentlichte der Herausgeber *J. Chr. W. Juncker* ein Verzeichnis derjenigen Ärzte, „die schon jetzt theils ihre nähere Teilnahme an dem Archiv, theils auch den Wunsch einer möglichst allgemeinen Würdigung dieser Sache bezeugt haben“. Unter Nr. 88 dieses Verzeichnisses findet sich der Eintrag: Herr D. *Chr. A. Struve* zu Görlitz in der Oberlausitz (2. Stück, S. 181).

⁶⁾ *Struve, Chr. A.*, Über einige Vorurtheile und Bedenklichkeiten gegen die Blatterninokulation: Laus. Magazin 1792, S. 123–124 u. 133–135; Über die Vorurtheile bei Behandlung der Blattern mit besonderer Rücksicht auf die jetzt in Görlitz herrschende Blatternepidemie: Laus. Monatschr. 1797, I S. 154–171.

keit aus. Erwachsene dagegen wurden nur selten von den Blattern ergriffen; sie hatten ihre Erkrankung bereits in der Kindheit durchgemacht und waren gegen eine neue Infektion immun. Nach *Kübler* nahmen die Pocken eine der ersten Stellen unter den Todesursachen ein:

„Die Annahme, daß im allgemeinen $\frac{1}{14}$ – $\frac{1}{12}$ der Todesfälle durch Blattern verursacht war, beruht kaum auf einer zu hohen Schätzung. Fälle, in welchen die Krankheit als Todesursache in weit höherem Grade in Betracht kam, waren nicht selten“ [4].

Struve gibt an, daß die Oberlausitz damals 345 000 Einwohner zählte. Davon starben jährlich etwa 1000 Menschen an Pocken. Die Epidemie von 1800 kostete sogar 3267 Personen das Leben [5], d. h. beinahe jeder vierte Todesfall ließ sich auf Blattern zurückführen [6].

Abb. 2 veranschaulicht den Einfluß der Pocken auf die Höhe der Sterblichkeit und der Geburtenüberschüsse in der Oberlausitz für die Zeitspanne von 1800 bis 1803. Für 1802 sind keine Unterlagen veröffentlicht worden. Die absoluten Zahlen wurden jeweils auf 1000 Einwohner bezogen. Die Abbildung bringt die Schwere der Epidemie von 1800 deutlich zum Ausdruck. In den Sechsstädten Bautzen, Zittau, Kamenz, Löbau und im Bautzener Hauptkreis wären unter Ausschluß der Blatternsterbefälle mehr geboren worden als gestorben sind. Einen Sterbeüberschuß bedingten hier lediglich die Menschenverluste durch Pocken. In der Sechsstadt Görlitz und im Görlitzer Hauptkreis verminderten die Pockentodesfälle die Geburtenüberschüsse, und in der Sechsstadt Lauban wurde der Sterbeüberschuß durch die Pockentodesfälle vergrößert. In der Oberlausitz insgesamt lagen die Verhältnisse wie in der ersten Gruppe: Der Sterbeüberschuß wurde lediglich durch die Blattern-todesfälle hervorgerufen.

So verursachten die Blattern in der ganzen Welt ein unaufhörliches namenloses Elend, von dem weder Arme noch Reiche verschont blieben. Dieses Elend sollte *Struve* nicht nur als Arzt, sondern genau so als Familienvater zu spüren bekommen. Der Verlust seines Sohnes *Ernst*, der als Säugling von den Pocken hinweggerafft wurde, trug nach seinem eigenen Bekenntnis wesentlich dazu bei, sich mit ganzer Kraft für die Ausrottung der Menschenblattern einzusetzen [7]. Hierfür kam einzig die Kuhpockenimpfung in Frage.

Mit ihr hatten die Ärzte ein Mittel erhalten, dessen allgemeine Anwendung sich in unvorstellbarer Weise auf die Menschheit auswirken mußte:

„Bald, bald kommt die Zeit, da man nicht mehr die Schutzpocken als Retter von einzelnen Menschen, wie es ehemals die Kinderpockenimpfung war, betrachten wird, sondern als das große Vertilgungsmittel der Menschenblattern. Sie wird Angelegenheit des Staats, der Religion und der Menschheit selbst werden. Dahin muß es kommen, dahin führt die Vorsehung das Menschengeschlecht, und es liegt im gegenseitigen Verhältnisse der Menschen, der Blatternkrankheit und ihrem Elende ein Ende zu machen“ [8].

Dieser Aufgabe hat sich *Struve* in der Tat mit leidenschaftlichem Eifer unterzogen. Seit 1798 kannte er die *Jennersche* Entdeckung. Drei Jahre beschäftigte er sich damit, „sie von allen Seiten zu prüfen“. Lange blieb er Zweifler, bis er den Überzeugungsgründen der Vernunft und einer tausendfältig wiederholten Erfahrung nicht mehr widerstehen konnte [9]. Im Januar 1801 impfte er erstmalig in

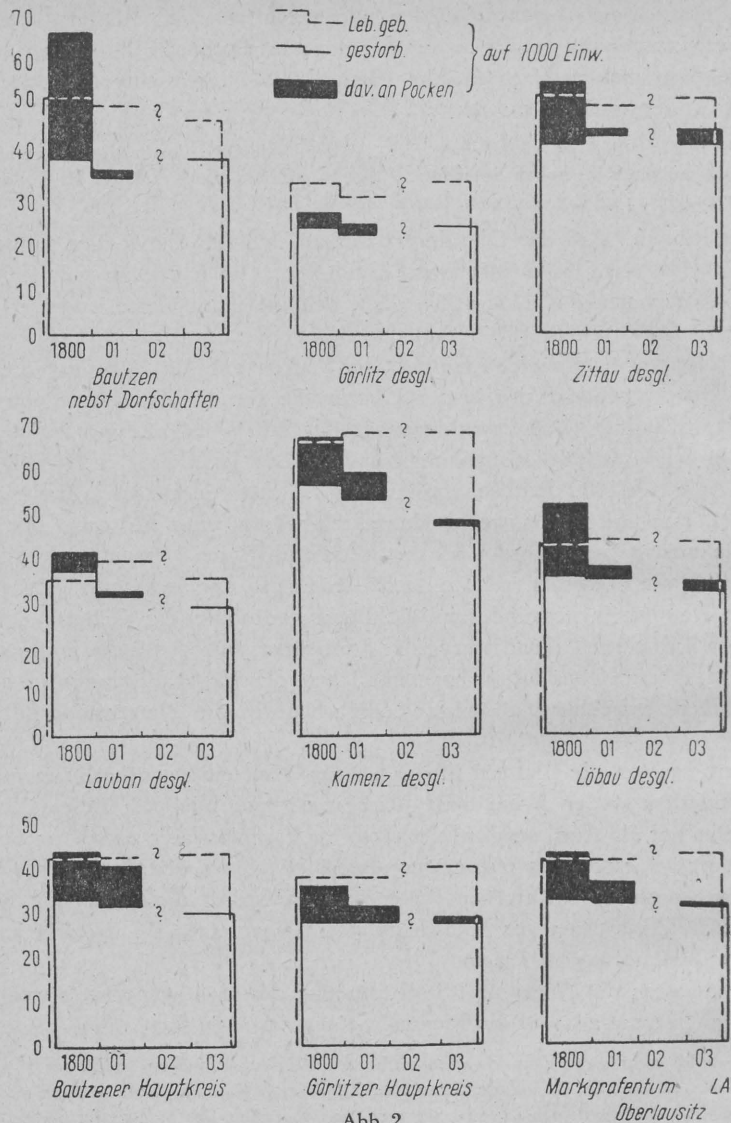


Abb. 2

Einfluß der Pocken auf die Höhe der Sterblichkeit und der Geburtenüberschüsse im Markgrafentum Oberlausitz während der Jahre 1800, 1801 und 1803.

Görlitz. Die Lymphe stammte vom damaligen Hof-Chirurgus *Christian Friedrich Stromeyer*⁷⁾ in Hannover. Bis zum Februar 1804 war die Zahl der Impflinge auf

⁷⁾ *Georg Friedrich Louis Stromeyer* berichtet in seinen „Lebenserinnerungen eines deutschen Arztes“ (Hannover 1875) I S. 27–32 über den Anteil seines Vaters *Christian Friedrich Stromeyer* (1761–1824) an der Blattern-Impfung im Hannöverschen.

1416 angestiegen. Sie verteilten sich auf nicht weniger als 65 Ortschaften [10]. Der mittlere Umkreis, in welchem *Struve* bis zu diesem Zeitpunkt außerhalb von Görlitz geimpft hat, hat einen Halbmesser von 2,9 sächs. Postmeilen oder 21,75 Kilometern Abb. 3). Einige Orte lagen jedoch beträchtlich weiter von seiner Heimatstadt ent-

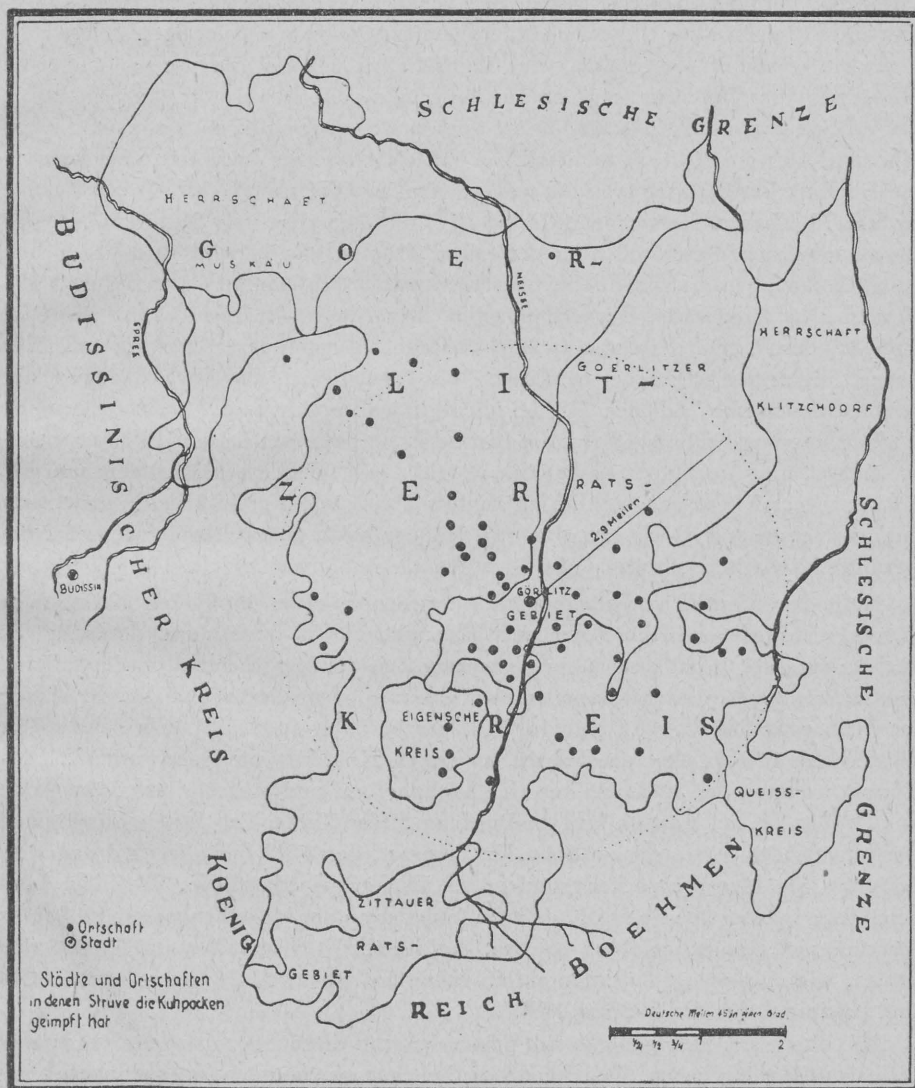


Abb. 3

Städte und Ortschaften, in denen Struve bis zum Februar 1804 geimpft hat. Der Halbmesser des mittleren Umkreises seiner Impf-Orte (punktierter Kreis mit Görlitz als Zentrum) beträgt 2,9 sächs. Postmeilen = 21,75 km.

fernt, so daß er unter Berücksichtigung der damaligen Verkehrsmöglichkeiten viel Zeit und Mühe für die Kuhpockenimpfung geopfert hat.

Den Weg, den *Struve* eingeschlagen hatte, bezeichnete er selbst als „schwer und abschreckend“ [11], abschreckend vor allem infolge des harten Kampfes gegen die Vorurteile der Bevölkerung, gegen die gehässigsten Insinuationen, gegen abgeschmackte Einwürfe der Unwissenheit und Unbekanntschaft mit der Sache selbst [12]. Trotzdem wurde er nicht müde, seine Impftätigkeit unbeirrt fortzusetzen und seine Mitbürger vom Wert der Impfung zu überzeugen. Als Beweis für die Schutzkraft der Vaccine gegen die Menschenblattern veröffentlichte er in der Neuen Lausitzischen Monatsschrift von 1801 ein namentliches Verzeichnis seiner Impfinge, „bei welchen die Impfung der Rettungsblattern vollkommen gewirkt“ hatte [13]. Diese Tabelle umfaßt 70 Kinder. Sie wurde 1802 um 41 Impfinge erweitert. Später ließ *Struve* ein namentliches Verzeichnis aller derjenigen drucken, die er in Görlitz in der Zeit vom 13. Januar bis zum 29. September 1803 erfolgreich geimpft hatte. Es sind 304 Kinder. Das namentliche Verzeichnis sollte „den Eltern als Denkmal der Liebe zu ihren Kindern“, „den Kindern als lebenslängliches Zeugnis ihrer Impfung und allen lieben Mitbürgern, denen es gewidmet, als Beweis von der Wohlthätigkeit der echten Schutzpocken“ dienen [14]. Schließlich wollte sich *Struve* selbst gegen die Aufbürdung von Fehlern sichern, die fremde Ärzte begangen hatten [15]. Zur weiteren Verbreitung der Impfung hat *Struve* nicht nur öffentlich bekanntgegeben, die Kinder armer Eltern unentgeltlich zu impfen [16], sondern er schuf auch gemeinsam mit „wohlgesinnten“ Görlitzern eine Art Prämienfonds, aus welchem jedes von ihm geimpfte Kind Unbemittelter sechs Groschen als Belohnung erhielt [17].

Nach dem Vorbild von *Jenner* und anderen namhaften Impfärzten machte auch *Struve* verschiedentlich die Probe aufs Exempel, indem er Kindern, denen er die Kuhpocken geimpft hatte, nach einer gewissen Zeit die Menschenblattern inokulierte. Die schützende Kraft der Kuhpocken war erwiesen, wenn der zweite Eingriff erfolglos blieb, was *Struve* 1801 bei fünf Kindern bestätigt fand [18]. Ein Jahr später wiederholte er den gleichen Versuch an sieben Kindern von Handwerkern. Dem Termin wohnten der Stadtphysikus, der Landphysikus und mehrere praktische Ärzte aus Görlitz bei. Im Anschluß an die Impfung dieser Kinder ließ *Struve* durch einen der anwesenden Ärzte seinem Sohn *Karl August*, der 1799 inokuliert worden war, nochmals die Menschenpocken einpfropfen. Die gemeinschaftliche Nachschau fand zehn Tage später statt; sie ergab, daß die Inokulation der Menschenpocken bei bereits Vaccinierten genauso wie bei solchen, welche die Menschenblattern überstanden hatten, wirkungslos verläuft. Daraufhin erklärten sich zwei Görlitzer Ärzte „offen und bestimmt“ für die Impfung [19].

Mit derartigen Erfolgen gab sich *Struve* jedoch keineswegs zufrieden. Ihm konnte nichts rasch genug gehen. Der Funke, den er eben entzündet hatte, sollte sich blitzschnell zur Flamme entfachen. In seiner Besessenheit beging er den Fehler, die Begeisterung, die ihn selbst erfüllte, auch bei anderen voranzusetzen. Übereifer aber macht bekanntlich blind. Infolgedessen schoß er verschiedentlich übers Ziel hinaus. So hob er seine „in jedem Fall“ erfolgreichen Impfungen zu sehr in den

Himmel und mußte, zur Rede gestellt, letztlich doch zugeben, daß er einige der von ihm vergeblich Geimpften für frei von Menschenpocken erklärt habe [20]⁸⁾. Weiterhin pries er die Kuhpockenimpfung, über ihren eigentlichen Zweck hinausgehend, als ein Milderungsmittel für Scharlach, Keuchhusten und andere Kinderkrankheiten [21]. Sie sollte überhaupt einen heilsamen Einfluß auf die menschliche Gesundheit äußern und die Konstitution verbessern [22], was damals allerdings auch andere Ärzte behauptet haben [23]. Schließlich sprach *Struve* öffentlich von der „Habsucht unter den niedrigsten Kabalen der Ärzte“ [24] und bezeichnete seine Kollegen als Ignoranten, Dummköpfe und unwissende Bartputzer [25].

Durch derartige Ausfälligkeiten geriet er mit dem Stadtphysikus Dr. *Trautner* in einen öffentlichen Streit, der erst nach Drucklegung mehrerer Beweis- und Erläuterungsschriften in beiderseitigem Einverständnis beigelegt wurde. Richtige Argumente hatten an und für sich beide Parteien aufzuweisen. Trotzdem war der damalige Rezensent der Allgemeinen Literatur-Zeitung in Übereinstimmung mit den Herausgebern des Schlesisch-Südpreussischen Archivs der Ansicht, daß *Trautner* allein auf „eine unwürdige Art“ zu streiten versucht und einen „inhumanen Aufsatz“ verfaßt hätte [26].

Die Richtigkeit dieses Urteils wird durch den Schriftverkehr bestätigt, den *Trautner* 1805 mit dem Kurf. Sächs. Sanitäts-Collegium in Dresden geführt hat. In einem amtlichen Bericht bezichtigte *Trautner* seinen Görlitzer Kollegen *Struve* der ungenügenden Sorgfalt und Nachlässigkeit bei der Impfung, die den Anlaß zu mehrfachen Verleumdungen und Spötereien gegen seinen Impf-Enthusiasmus gegeben hätten. Als das Sanitäts-Collegium *Struve* daraufhin zu größerer Genauigkeit ermahnte, verlangte dieser die namentliche Nennung des Denunzianten. Das Sanitäts-Collegium sah sich daher genötigt, von *Trautner* den „triftigen und unwiderlegbaren“ Beweis seiner Behauptungen zu fordern. Doch dazu war der Stadtphysikus nicht imstande, so daß das Sanitäts-Collegium *Trautner* eine Rüge erteilen, *Struve* jedoch um Verzicht auf eine offizielle Rechtfertigung bitten mußte, wobei es ihn für „völlig unschuldig“ erklärte [27].

Derartige Zwischenfälle wie der Streit mit *Trautner* und mehr noch die zögernde und teilweise auch gleichgültige Haltung seiner Mitmenschen gegenüber der Kuhpockenimpfung verleiteten *Struve* verschiedentlich zu der Ansicht, daß der Wert seiner Bemühungen nicht genügend gewürdigt und ihm vor allem nicht die nötige Unterstützung zuteil würde. In solchen Augenblicken vergaß er immer wieder, daß er den Kampf für etwas Neues gewagt hatte und es nach aller Erfahrung unwahrscheinlich gewesen wäre, wenn das Volk ihn mit offenen Armen empfangen hätte. Außerdem dürfte er sich selbst vielfach durch ein zu aufdringliches Rühren seiner Werbetrommel geschadet haben. Schon *Trautner* hatte in seiner Streitschrift hervor- gehoben, daß er das laute Geschrei, verbunden mit der Herabsetzung anderer Ärzte,

8) Daß er hierin Unrecht hatte, beweist die spätere Erkrankung der erfolglos Geimpften an echten Pocken. Aus dieser Tatsache kann gefolgert werden, daß das Nichtangehen der Vaccine nicht auf einer natürlichen Immunität der betreffenden Impflinge beruhte, sondern auf die Verwendung von unwirksamer Lymphe durch den Impfarzt zurückgeführt werden muß.

nicht vertragen könne [28]. Ähnlich hatte sich *Struves* Görlitzer Kollege Dr. *Knebel*⁹⁾ geäußert: „Wer philosophische Gründe für eine Sache aufzufinden vermag, sollte Deklamationen à la *Faust*¹⁰⁾ vermeiden“ [29]. Im übrigen wurde der Enthusiasmus, der *Struve* für die Kuhpockenimpfung beseelte, durchaus geachtet, und seine Bestrebungen wurden auch weitgehend unterstützt.

Dies traf zumindest für die Geistlichkeit zu, deren Verdienste um die Verbreitung der Kuhpockenimpfung von ihm selbst gerühmt worden sind:

„Schon gleich bei dem ersten Bekanntwerden dieses unnennbaren großen Rettungsmittels zeichnete sich der ehrwürdige Stand der Geistlichen fast in allen Gegenden Teutschlands durch gemeinnützige Thätigkeit zur Beförderung derselben unter dem Volke aus ... Auch bei uns giebt es solche würdige Geistliche, die sich diesen Kranz des Verdienstes erworben haben ... Die Unterlassung davon läßt sich in unserem Zeitalter nicht mehr denken, ohne diese Männer zu beleidigen“ [30].

Um eine möglichst nützliche Mitwirkung der Geistlichen an der Verbreitung der Schutzpocken zu gewährleisten, gab *Struve* in seinem Todesjahr eine kleine Schrift heraus, in der er unter dem Titel: „In wiefern können und sollen die Geistlichen zur Verbreitung der Schutzpocken wirken?“ eine Reihe praktischer Ratschläge zusammengestellt hat. Diese erstreckten sich besonders auf eine propagandistische und organisatorische Unterstützung. Die Impfung selbst betrachtete *Struve* als Sache des Arztes, zu der der Geistliche mangels medizinischer Kenntnisse nicht berufen sein konnte [31]. Die Schrift erfuhr in der Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1808 eine gute Rezension:

„Was wir in unserer Lit.-Zeitung schon mehrfach als der guten Sache offenbar nachtheilig gerügt haben, daß die Geistlichen sich mit der Kuhpockenimpfung selbst befassen, das ist hier von dem Vf. ebenfalls auseinandergesetzt worden. Rec. wünscht um so mehr, daß die Vorstellungen des Vf. allgemeinen Eingang finden mögen, als er überzeugt ist, daß dadurch diese Angelegenheit der Menschheit unendlich gewinnen wird“ [32].

Neben den Geistlichen setzten sich auch einige Gutsbesitzer für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung ein. *Struve* hob vor allem den „edlen Patriotismus“ des Amtshauptmanns des Zittauer Kreises, *von Kyaw*, und des Landeskommissars des Laubaner Kreises, *von Eicke*, hervor. Dank der Aufgeschlossenheit dieser beiden Männer konnten sämtliche Kinder ihrer Patrimoniate geimpft werden. Der Landeskommissar veranstaltete im Anschluß an die allgemeine Impfung sogar ein Volksfest, an dem 94 geimpfte Kinder mit ihren Eltern teilnahmen [33]. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch Adlige, die nicht die geringste Notiz von der Kuhpockenimpfung nahmen [34], obwohl gerade den Gutsbesitzern die Förderung und Unterstützung der Vaccination nur zum Vorteil hätte reichen können; denn für *Struve* hieß jedes gerettete Menschenleben „Zuwachs an menschlicher Kraft und Thätigkeit“ [35].

⁹⁾ *Gottlieb Immanuel Knebel* (1772–1809) war Doktor der Medizin und ausübender Arzt in Görlitz. Er wurde 1797 zum Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt und hat sich als Sekretär und Redakteur der Lausitz. Monatsschrift sehr verdient gemacht. Er war auch selbst schriftstellerisch tätig. Über ihn s. *Otto*, Oberlausitzisches Schriftstellerlexikon 2 (Görlitz 1802) S. 302–304; 3 (Görlitz 1803) S. 745; *Suppl.-Bd.* (Görlitz u. Leipzig 1821) S. 208.

¹⁰⁾ Gemeint ist der Bückeburger Hofarzt Dr. *Bernhard Christoph Faust* (1755–1842).

Als eine seiner wichtigsten Aufgaben versuchte *Struve*, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Vorurteile und Gleichgültigkeit gegenüber der Kuhpockenimpfung waren in diesen Kreisen am größten. Sie waren teilweise so stark, daß *Struve* die Einführung einer gesetzlichen Impfpflicht für das einzige Mittel hielt, um die Kinder solcher Eltern auch gegen deren Willen von der Pockennot befreien zu können [36]. Den größeren Wert maß *Struve* jedoch der Aufklärung bei. Er ging in die Hütten der Leute, um sich auf diese Weise mit dem Gesundheitszustand der „von wirklichen Ärzten so sehr vernachlässigten und von ihnen entfernten Menschenklasse“, mit ihren Vorurteilen und Sitten, mit der Behandlung ihrer Kinder bekannt zu machen [37].

„Noch nie wurde bisher die Kenntnis von dem Zustande des gemeinen Mannes dem Arzte so allgemein zu einer genauen Übersicht des Ganzen nahe gebracht, und wie viel ist da Veranlassung zu verbessern, und Gutes zu stiften, wenn wir wollen“ [38].

Er belehrte die Eltern in ihren Wohnungen über die Bedeutung der Schutzpocken und opferte seine kostbare Zeit, die Kinder einzeln zu impfen; denn was hätte ihm ein öffentlicher Termin genutzt!

„Die kleinen Kinder werden bei schlechter Witterung nicht herzugebracht, die Armen bringen ihre Kinder nicht wegen Mangel an Kleidung, viele Kinder werden wegen ihrer Furchtsamkeit zurückbehalten, und überhaupt ein großer Theil bleibt ungeimpft, weil die Eltern weder Kenntnis noch Belehrung von der Sache haben“ [39].

So trat bei *Struve* auch auf diesem Gebiet neben die rein praktische Tätigkeit die nicht minder bedeutungsvolle Arbeit des Aufklärers. Unter seinen zahlreichen Schriften und Aufsätzen befassen sich allein 41 mit der Kuhpockenimpfung¹¹⁾. Als literarisches Hauptwerk sei hier lediglich die „Anleitung zur Kenntniß und Imp-

11) A. Schriften: 1. Noth- und Hülftafel zur Verminderung des Pockenelends. Görlitz 1797. – 2. Auch ein Wort über die Kuhpocken und deren Impfung. Breslau 1801. – 3. Flehentliche Bitte der Kinder an ihre Eltern, sie nicht durch die bösen Blattern verderben zu lassen. Ohne Ortsangabe 1801. – 4. Anleitung zur Kenntniß und Impfung der Kuhpocken nebst einer Reihe eigener Beobachtungen über diesen Gegenstand. Breslau u. Leipzig 1802. – 5. Erläuterung der Beweisgründe, welche Herr D. Trautner zu meinem Aufsatz in der Neuen Laus. Monatsschr. über die Kuhpockenimpfungen geführt hat. Görlitz 1802. – 6. Das einzige Mittel zur Sicherung gegen den Tod und die Entstellung durch die Kinderblattern. Ein Wort für Väter und Mütter. Hannover 1802. – 7. Das namentliche Verzeichnis derer innerhalb der Stadt Görlitz mit Schutzpocken Geimpften vom 13. 1. 1801 bis zum 29. 9. 1803. Görlitz 1804. – 8. In wiefern können und sollen die Geistlichen zur Verbreitung der Schutzpocken wirken? Leipzig 1807.

B. Zeitschriftenaufsätze: 1. Über einige Vorurtheile und Bedenklichkeiten gegen die Blatterninokulation: Laus. Magazin 1792, S. 123–124 u. 133–135. – 2. Über die Vorurtheile bei Behandlung der Blattern mit besonderer Rücksicht auf die jetzt in Görlitz herrschende Blatternepidemie: Laus. Monatsschr. 1797, I S. 154 bis 171. – 3. Bericht über in Görlitz durchgeführte Inokulationen (ohne Überschrift): Archiv der Ärzte und Seelsorger wider die Pockennoth, Stück 6 (Leipzig 1798) S. 229–230. – 4. Ein neuer Vorschlag zur sicheren Aufbewahrung der Pockenmaterie zum Impfen: ebd. 6 (1798) S. 230–231. – 5. Tod eines Kindes an Scharlachfieber, den man fälschlich den geimpften Pocken zuschreiben wollte: Neue Laus. Monatsschr. 1800, I S. 194–198. – 6. Inokulation der Kuhpocken in Görlitz: ebd. 1801, I S. 155–156. – 7. Fortgesetzte Nachricht von der Impfung der Kuhpocken in und um Görlitz: ebd. 1801, I S. 198–203. – 8. Zur Nachricht, die Impfung der Englischen Pocken oder Kuhpocken betreffend: ebd. 1801, I S. 396–391. – 9. Eine wichtige Entdeckung in Rücksicht der Kuhpocken: ebd. 1801, II S. 159–160. – 10. Einige Thatsachen zur Bestätigung der Entdeckung, daß die Inokulation der Rettungsblattern sich als ein Minderungsmittel des Scharlachfiebers verhält: ebd. 1801, II S. 215–221. – 11. Verzeichniß meiner Impflinge, bei welchen die Impfung der Rettungsblattern vollkommen gewirkt hat: ebd. 1801, II S. 300–308. – 12. Antwort an den Stadtfisikus Herrn D. Trautner in Görlitz: ebd. 1801, II S. 397–400. – 13. Erläuternde Bemerkungen über den Aufsatz des Herrn Stadtfisikus D. Trautner: ebd. 1801, II S. 441–455. – 14. Kuhpockenimpfung in Görlitz in der Oberlausitz: Reichsanzeiger 1801, I Sp. 1373–1378. – 15. Fortgang der Kuhpockenimpfung in Görlitz: ebd. 1801, II Sp. 3225–3231. – 16. Bekanntmachung einer wichtigen Entdeckung in Rücksicht der Kuhpocken: ebd. 1801, II Sp. 3258–3260. – 17. Erste Fortsetzung des Verzeichnisses der mit glücklichem Erfolge von mir mit Rettungsblattern Geimpften: Neue Laus. Monatsschr. 1802, I S. 202–206. – 18. Ein merkwürdiger Fall

fung der Kuhpocken“ hervorgehoben. Diese Schrift wurde in einer zeitgenössischen Rezension, einige Weitläufigkeiten und Wiederholungen abgezogen, „zu den vorzüglichsten in der ganzen Reihe der Kuhpockenschriften“ gerechnet [40]. Und das zu einer Zeit, in der nicht weniger als 1298 Schriften und Aufsätze über die Kuhpocken auf dem Büchermarkt erschienen waren [41]!

Seit dem Jahre 1804 stand *Struve* mit dem Kurf. Sächs. Sanitäts-Collegium in Dresden in laufender Verbindung. Den entscheidenden Anstoß hierfür hatte er selbst gegeben. Er verfaßte von sich aus ein Schreiben, das er mit etlichen Anlagen am 18. September 1804 an das Sanitäts-Collegium einreichte. Unter den Anlagen befanden sich ein Bericht über die von ihm ausgeführten Schutzpockenimpfungen und über „einige eigene Beobachtungen über die Vaccine“, ein Namensverzeichnis über 2017 seit dem 13. Januar 1801 erfolgreich Geimpfte sowie eine alphabetisch nach Ortschaften geordnete Übersicht über seine Impftätigkeit. Aus diesen Unterlagen geht hervor, daß 453 Impflinge aus der Stadt und 1564 aus den Dörfern in der näheren bzw. weiteren Umgebung von Görlitz stammten. Die Geimpften gehörten ganz verschiedenen Altersklassen an. Es dominierten die 0—5-Jährigen, doch entfiel ein nicht unbeträchtlicher Teil auch auf bedeutend ältere Jahrgänge. Das Land hinkte hinter der Stadt hinterher, was sich aus der sozialen Lage der Landbevölkerung, ihrem unzureichenden Bildungsgrad und der Haltung des Adels erklären läßt. Die von Jahr zu Jahr steigende Zahl der dörflichen Impflinge ist daher in erster Linie das Ergebnis der *Struveschen* vorbildlichen Aufklärungsarbeit (Abb. 4).

Mit dem erwähnten Schreiben beabsichtigte *Struve*, dem Sanitäts-Collegium seine Bemühungen um die Kuhpockenimpfung zur Kenntnis zu bringen. Seine Eingabe verfehlte keineswegs ihre Wirkung. Zwei Monate später bekundete ihm das Sanitäts-Collegium in einem Schreiben vom 28. November 1804 Worte höchster Anerkennung. Es bewunderte „nicht ohne innige Theilnahme den Eifer und die Rastlosigkeit“, die *Struve* „für die Sache der Menschheit“ bewiesen hatte. Dafür sprach es ihm „auf-

zum Beweise der schützenden Kraft der Vaccine gegen die Menschenpocken: ebd. 1802, I S. 206–207. – 19. Zwei Gemeinden in der Oberlausitz, welche sich durch freiwillige Aufnahme der Schutzpockenimpfung auszeichneten, als Beispiel zur Nachahmung dargestellt: ebd. 1802, II S. 51–52. – 20. Auszeichnung der Gemeinde zu Hermsdorf bei Görlitz durch Annahme der Schutzpockenimpfung: ebd. 1802, II S. 369–370. – 21. Erklärung in Betreff meiner Bemerkung von der Milderung des Scharlachfiebers durch die Schutzblattern: Reichsanzeiger 1802, I Sp. 503. – 22. Die vollkommenste Abbildung der Rettungsblattern: ebd. 1802, I Sp. 1237. – 23. Eine Methode der Impfung der Rettungsblattern mit glücklichem Erfolge: ebd. 1802, I Sp. 1381–1383. – 24. Verdienste der Geistlichen um die wohlthätige Schutzpockenimpfung in der Oberlausitz: Neue Laus. Monatsschr. 1803, I S. 295–300. – 25. Schreckliche Verheerungen durch die Menschenblattern: ebd. 1803, II S. 45–48. – 26. Auszug aus einem Briefe des D. Jenner in London vom 10. I. 1803: ebd. 1803, II S. 48–52 [s. unten Nr. B 31]. – 27. Schutzpockenimpfung in Oberlichtenau und Geibsdorf: ebd. 1803, II S. 123–127. – 28. Fortgang und Triumph der Schutzpockenimpfung in Görlitz und Gegenimpfung mit Menschenpocken: Reichsanzeiger 1803, I Sp. 291–295. – 29. Anzeige meiner bisherigen mit glücklichem Erfolge verrichteten Schutzpockenimpfungen: Neue Laus. Monatsschr. 1804, I S. 205–211. – 30. Über den Fortgang meiner Schutzpocken-Impfungen in und um Görlitz: Reichsanzeiger 1804, II Sp. 3371–3374. – 31. Einige Bemerkungen aus einem Schreiben vom Doctor Jenner in London: Journ. der pract. Arzneykunde und Wundarzneykunst 17 (Berlin 1804) 4. Stück S. 150–153 [der Artikel ist eigenartigerweise mit „D. L. Struve“ unterzeichnet, stimmt jedoch inhaltlich voll mit dem Aufsatz von Chr. A. Struve „Auszug aus einem Briefe des D. Jenner in London vom 10. I. 1803“ (s. oben Nr. B 26 dieses Verzeichnisses) überein. Auf Grund dieser Feststellung muß auch der Artikel im Journal der pract. Arzneykunde und Wundarzneykunst Chr. A. Struve zugeschrieben werden].

C. Manuscripte: 1. Der 14. Mai 1796. Eine Abhandlung, am 25. 4. 1804 der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften überreicht. Görlitz 1804 [das Manuscript wurde später in Struves Schrift „Anlagen zu Menschenwohl und Lebensglück“ Bd. 1 (Breslau 1805) veröffentlicht]. – 2. Resultate und Bemerkungen aus einer Reihe von 1057 seit dem 13. I. 1801 bis zum 25. 4. 1804 von mir glücklich verrichteten Schutzpockenimpfungen. Der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Stiftungsfeste am 25. 4. 1804 überreicht. Görlitz 1804.

Verteilung der Geimpften auf Impf- u. Lebensjahre
Alle Geimpften aus 4 Impfyahren = 100

Von 100 Geimpften
kamen auf 1 Impfyahr

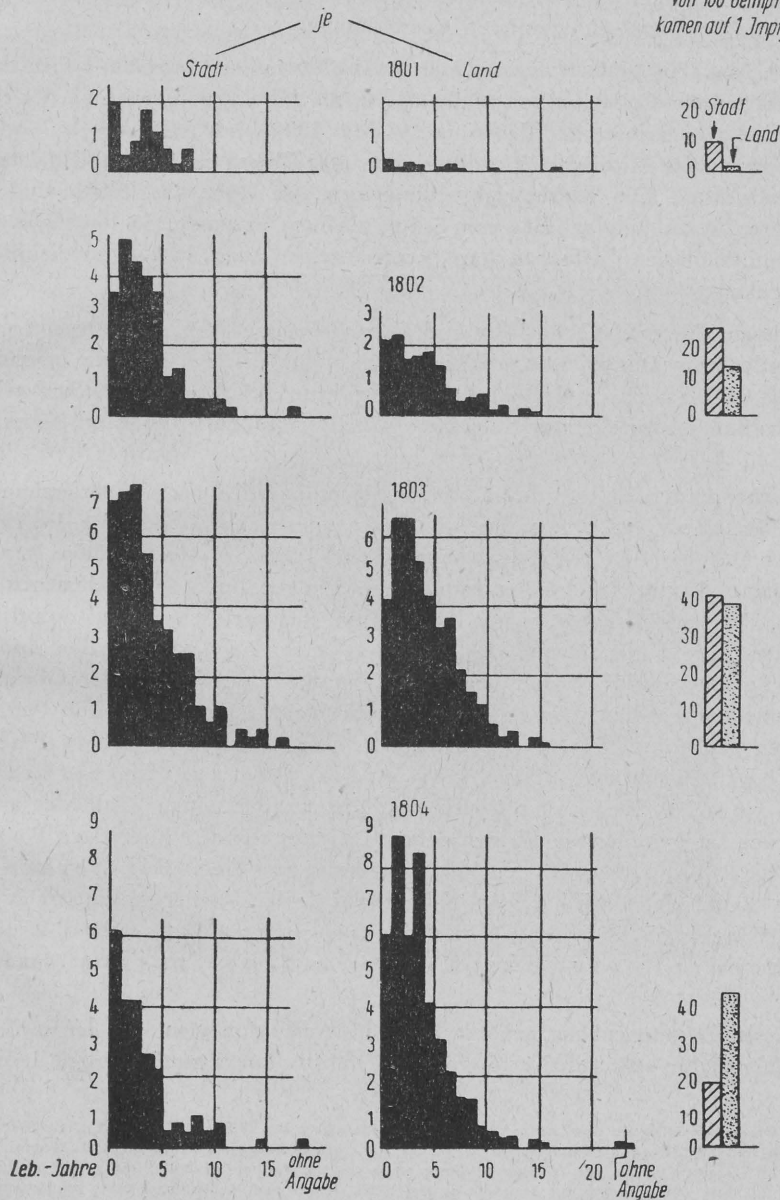


Abb. 4

Verteilung von 2017 zwischen 13. Januar 1801 und September 1804 von Struve Geimpften auf die Impf- und Lebensjahre in Stadt und Land.

richtige Achtung und Dankbarkeit“ aus und versicherte ihm, „von den überschickten Nachrichten den besten und gemeinnützigsten Gebrauch“ zu machen [42]. Seine überragenden Verdienste um die Kuhpockenimpfung brachten ihn drei Jahre später in den Besitz einer noch ehrenvolleren Auszeichnung.

Am 19. Mai 1804 hatte *Heinrich Ludwig von Zehmen* auf Schmölln bei Bischofswerda dem Sanitäts-Collegium mitgeteilt, daß er als Anreiz zur Förderung der Kuhpockenimpfung in Sachsen für den vom 19. Mai 1804 bis zu Ostern 1807 erfolgreichsten Arzt oder Nichtarzt einen Preis von 100 Talern in Kassenbillets aussetzen beabsichtige. Die Wettbewerbsbedingungen, die Höhe der Prämie und den Termin ihrer Auszahlung gab das vom Stifter als Jury bestimmte Sanitäts-Collegium in den landesüblichen Zeitungen, im „Reichsanzeiger“ und in den medizinischen Blättern bekannt [43].

An diesem Wettbewerb hat sich auch *Struve* beteiligt. Auf seine termingemäß nach Dresden eingesandten Impftabellen erhielt er am 25. Mai 1807 die erfreuliche Mitteilung, daß ihm das Sanitäts-Collegium für seine „5125 mit Kuhpocken geimpften und vollkommen gesicherten Subjekte“ [44] den Preis von 100 Talern zuerkannt habe.

Inzwischen hatte sich auch die sächsische Regierung offen zur Kuhpockenimpfung bekannt. In einem „Generale, die Kuhpockenimpfung betreffend, vom 20. Februar 1805“ [45] hatte Kurfürst *Friedrich August* diese Impfung „als heilsame Anstalt“ jedermann empfohlen, den zur Impfung zugelassenen „ad praxin medicam wirklich legitimierten Aerzten und den zur praxi interna autorisirten Wundärzten“ die Unterstützung der Regierung zugesichert und für den ärmeren Teil der Bevölkerung die Einimpfung der Kuhpocken „auf Kosten der Obrigkeit“ vorzunehmen angeordnet. Diesem Generale war gleichzeitig eine an alle Gerichtsobrigkeiten gehende „Missive zu dem Unterrichte für das Publikum über das Verhalten bey grassirenden Blatterkrankheiten vom 20. Februar 1805“ gefolgt mit der nötigen Zahl der an die Bevölkerung zu verteilenden kleinen Schrift „Unterricht für das Publikum über das Verhalten bey grassirenden Blatterkrankheiten“. Und schließlich hatte das Kurf. Sächs. Sanitäts-Collegium unterm 25. Februar 1805 eine wohldurchdachte „Instruction für Aerzte und Wundärzte bey der Impfung mit Kuh- oder Schutzpocken“ herausgegeben.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Auszeichnungen, die der sächsische König einige Jahre später den erfolgreichsten Impfförderern zuteil werden ließ¹²⁾.

¹²⁾ So wurde beispielsweise der Zittauer Arzt und Stadtaccoucheur Dr. *Friedrich Wilhelm Ludwig Hirt* (1761 bis 1827) für seine Verdienste als Impfarzt am 30. 7. 1812 mit einer „goldenen, 16 Loth schweren Medaille“ ausgezeichnet [46]. Gemeint ist die von *Höckner* gravierte große goldene Verdienstmedaille, die J. und A. *Erbstein* in der 5. Abtlg. ihrer „Erörterungen auf dem Gebiete der Sächs. Münz- und Medaillengeschichte bei Verzeichnung der Hofrath Engelhardtschen Sammlung“ (Dresden u. Leipzig 1888-1909) unter Nr. 1758 auf S. 362 beschrieben haben. Weiterhin erhielt eine Reihe von Landpastoren, die selbst impften, die gleiche Auszeichnung. *Jeht* erwähnt die Pastoren in Königshain, Langenau, Lichtenberg, Hochkirch und namentlich den Pastor *Menzmann* in Leippla [47]. Unter diesen Geistlichen nimmt M. *Christian August Menzmann* (1775-1825) eine Sonderstellung ein. Als Haus-

Durch seinen vorzeitigen Tod hat *Struve* die volle Anerkennung seiner beispielhaften Leistungen als Impfarzt und Impfaufklärer leider nicht mehr erleben dürfen. Trotzdem sollten seine Verdienste auf diesem Gebiet nicht in Vergessenheit geraten. Sechs Jahre emsiger Wirksamkeit hatten genügt, um mit seinem Namen die Verbreitung der Kuhpockenimpfung in der Oberlausitz verbinden zu können. So sprach ihm das Dresdener Sanitäts-Collegium sieben Jahre nach seinem Tode in einer Instruktion über die Schutzblatternimpfung das erhabene Lob „des wohlthätigsten Beförderers der Kuhpockenimpfung in Sachsen“ aus [49]. Als solcher ist er auch in die biographischen Lexika eingegangen. Die vorliegende Arbeit brachte aber erst den historisch-dokumentarischen Beweis dafür.

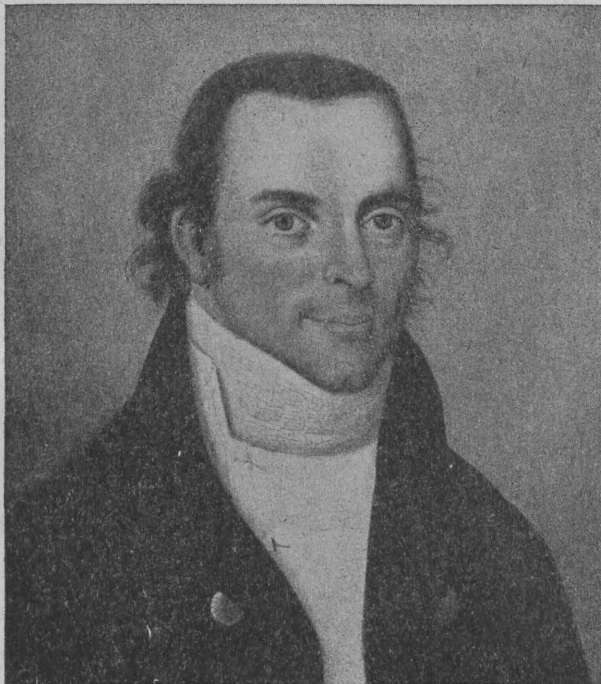


Abb. 5

Christian August Struve

Original-Ölgemälde

(mit Genehmigung der Städtischen Kunstsammlungen Görlitz)

Lehrer beim Landeskommissar *von Eicke* in Leippa begleitete er seinen Zögling für zwei Jahre nach Leipzig. Diese Zeit benutzte er neben seiner eigentlichen Aufgabe zum Medizinstudium. In der Blatternepidemie von 1806 wurde er durch einen praktischen Arzt in Leipzig mit der Vaccination bekannt und übte sich auch selbst darin. Noch im gleichen Jahre veröffentlichte er in Leipzig die Schrift: „Giebt es kein Schutzmittel gegen das Scharlachfieber und gegen die schrecklichen Menschenblattern?“, von der 3 Auflagen erschienen. 1808 wurde er Pfarrer in Leippa. Auch in dieser Funktion zeigte er sich in Tat und Wort als ein begeisterter Förderer der Kuhpockenimpfung, wofür er 1812 die goldene Verdienstmedaille erhielt [48].

QUELLEN UND SCHRIFTTUM

- [1] *Struwe, Chr. A.*, Heilungsmethode nach Grundsätzen der Erfahrung (Breslau u. Leipzig 1802) S. 19.
- [2] Siehe [1] S. 19.
- [3] *Struwe, Chr. A.*, Der 14. Mai 1796. Eine Abhandlung, am 25. 4. 1804 der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften überreicht. Ungedrucktes Manuskript, Görlitz, S. 2.
- [4] *Kübler, P.*, Geschichte der Pocken und der Impfung (Berlin 1901) S. 101.
- [5] Siehe [3] S. 18.
- [6] Neue Laus. Monatsschrift **1801**, I S. 237.
- [7] *Struwe, Chr. A.*, Auszug aus einem Briefe des *D. Jenner* in London von 10. Jan. 1803: Neue Laus. Monatsschr. **1803**, II S. 49.
- [8] Siehe [3] S. 3.
- [9] *Struwe, Chr. A.*, Anleitung zur Kenntniß und Impfung der Kuhpocken (Breslau u. Leipzig 1802) S. 62.
- [10] *Struwe, Chr. A.*, Anzeige meiner bisherigen mit glücklichem Erfolge verrichteten Schutzpockenimpfungen: Neue Laus. Monatsschr. **1804**, I S. 205–211.
- [11] *Struwe, Chr. A.*, Resultate und Bemerkungen aus einer Reihe von 1057 seit dem 13. 1. 1801 bis zum 25. 4. 1804 von mir glücklich verrichteten Schutzpockenimpfungen. Der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Stiftungsfeste am 25. 4. 1804 überreicht. Ungedrucktes Manuskript, Görlitz, S. 26.
- [12] *Struwe, Chr. A.*, Inokulation der Kuhpocken in Görlitz: Neue Laus. Monatsschr. **1801**, I S. 155–156.
- [13] *Struwe, Chr. A.*, Verzeichniß meiner Impfinge, bei welchen die Impfung der Rettungsblättern vollkommen gewirkt hat: Neue Laus. Monatsschr. **1801**, II S. 300–308.
- [14] *Struwe, Chr. A.*, Das namentliche Verzeichnis derer innerhalb der Stadt Görlitz mit Schutzpocken Geimpften vom 13. 1. 1801 bis zum 29. 9. 1803. Görlitz 1804.
- [15] Siehe [11] S. 12.
- [16] Neue Laus. Monatsschr. **1803**, I S. 49–50.
- [17] Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden: Sanitäts-Canzley-Acta, „Die in den Sächs. Landen einzuführende Inokulation derer Kuhpocken betr.“, Loc. II 611, Vol. II de ao. 1805–1810, Bl. 180.
- [18] Siehe [13] S. 300–303.
- [19] Gegenimpfung mit Menschenpocken an einer Anzahl mit Schutzpocken Geimpfter, öffentlich veranstaltet: Neue Laus. Monatsschr. **1802**, I S. 471–473.
- [20] *Struwe, Chr. A.*, Erläuternde Bemerkungen über den Aufsatz des Hrn. Stadtphysikus *D. Trautner* im vorigen Stücke der Laus. Monatsschrift: Neue Laus. Monatsschr. **1801**, II S. 441–455.
- [21] a) Siehe [11] S. 18.
 b) Eine wichtige Entdeckung in Rücksicht der Kuhpocken: Neue Laus. Monatsschr. **1801**, II S. 159–160.
 c) Einige Thatfachen zur Bestätigung der Entdeckung, daß die Inokulation der Rettungsblättern sich als ein Milderungsmittel des Scharlachfiebers verhält: Ebenda, II S. 215 bis 221.

- [22] Siehe [9] S. 124.
- [23] *Krünitz, J. G.*, Oekonomisch-technologische Encyclopädie 113 (Berlin 1810) S. 766.
- [24] Siehe [21 c] S. 219.
- [25] *Trautner, Fr. G. M.*, Abgeforderte Beweisgründe zu dem in der Laus. Monatsschrift vorigen Jahres befindlichen Aufsatz über Kuhpockenimpfungen des Hrn. D. Chr. A. Struve. Görlitz 1802.
- [26] Allgemeine Literatur-Zeitung (Halle u. Leipzig) 1804, 2. Stck., Nr. 124, S. 183, 185.
- [27] Siehe [17] Bl. 72–77, 172, 174, 176–179, 181, 198–209, 212.
- [28] Siehe [25].
- [29] Neue Laus. Monatsschr. 1805, II S. 102.
- [30] *Struve, Chr. A.*,
der Oberlausitz: Neue Laus. Monatsschr. 1803, I S. 295, 296 u. 299.
- [31] *Struve, Chr. A.*, In wiefern können und sollen die Geistlichen zur Verbreitung der Schutzpocken wirken? (Leipzig 1807) S. 111.
- [32] Allgemeine Literatur-Zeitung (Halle u. Leipzig) 1808, 2 Stck., Nr. 153, S. 208.
- [33] Siehe [10].
- [34] Siehe [11] S. 20.
- [35] Siehe [3] S. 29.
- [36] Siehe [11] S. 26.
- [37] Siehe [3] S. 25.
- [38] Siehe [3] S. 25.
- [39] Siehe [3] S. 27.
- [40] Neue allg. deutsche Bibliothek 71, 1 (Berlin u. Stettin 1802) S. 25.
- [41] Siehe [23] S. 794.
- [42] Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden: Sanitaets-Canzley-Acta, „Die in den Sächs. Landen einzuführende Inokulation derer Kuhpocken betr.“, Loc. 11 611, Vol. I de ao. 1801–1804, Bl. 176.
- [43] Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden: Sanitaets-Canzley-Acta, „Die von Hrn. *Heinrich Ludwig von Zehmen* auf Schmölln bei Bischofswerda zur Beförderung der Kuhpockenimpfung unterm 19. May 1804 bis 14. Juny 1807 ausgesetzte und hiesigem Collegio zur zweckmäßigen Vertheilung zugewendete Prämie an 100 Thalern in Caßen-Billetts samt was dem anhängig betr.“, Loc. 11 639, Bl. 1, 45, 69, 86.
- [44] Neue Laus. Monatsschr. 1807, II S. 525.
- [45] Abdruck dieses Generale und aller anderen oben im Text zitierten Erlasse usw. in: Sammlung Kön. Sächsischer Medicinal-Gesetze, hrsg. von *C. G. Kühn* (Leipzig: auf Kosten des Herausgebers 1809) S. 502–521.
- [46] *Otto*, Oberlausitzisches Schriftstellerlexikon Suppl.-Bd. (Görlitz u. Leipzig 1821) S. 173; Neues Laus. Magazin 1827, S. 591.
- [47] *Jecht, R.*, Görlitz in der Franzosenzeit 1806–1815, 2. Aufl. (Görlitz 1934) S. 13.
- [48] Neues Laus. Magazin 1826, S. 560–561.
- [49] Generalgouvernementsblatt für Sachsen (Leipzig 1813–1815) S. 665.

Anschrift des Verfassers: Dr. med. Dietrich Tutzke, Leipzig S 3, August-Bebel-Str. 24.

